Christoph Halbig • Christian Suhm
Was ist wirklich?
Neuere Beiträge zu Realismusdebatten in der Philosophie

E P I S T E M I S C H E S T U D I E N
Schriften zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

Herausgegeben von / Edited by

Michael Esfeld • Stephan Hartmann • Mike Sandbothe

Band 3 / Volume 3

Christoph Halbig • Christian Suhm

Was ist wirklich?

Neuere Beiträge zu Realismusdebatten in der Philosophie

ontos verlag
Frankfurt ▪ Lancaster

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliographie;
detailed bibliographic data is available in the Internet at http://dnb.ddb.de

©2004 ontos verlag
P.O. Box 15 41, D-63133 Heusenstamm
www.ontosverlag.com

ISBN 3-937202-28-5

2004

All rights reserved. No part of this book may be reprinted or reproduced or utilized
in any form or by any electronic, mechanical, or other means, now known or hereafter invented,
including photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system,
without permission in writing from the publisher.

Printed on acid-free paper
(TcF-Norm).

Printed in Germany.

Vorwort

Zwei Motivationen liegen dem vorliegenden Sammelband mit Beiträgen zu Realismusdebatten in der neueren Philosophie zugrunde. Zum einen ist es reizvoll, einige der verschiedenen und inzwischen weit verzweigten Debatten um den Realismus zusammen in einem Buch zu behandeln und damit eine günstige Gelegenheit zu schaffen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Debatten in den Blick zu nehmen. Zum anderen liegt bislang noch keine deutschsprachige Zusammenstellung neuerer Arbeiten zur philosophischen Kontroverse um den Realismus vor.

Natürlich hat auch dieser Band eine besondere Geschichte. Seine Ursprünge liegen in einem 1999 in Georgsmarienhütte von den Herausgebern veranstalteten Doktorandenkolloquium der Studienstiftung des deutschen Volkes. Dort haben bereits einige der Autoren des Bandes Beiträge zur Realismusproblematik vorgestellt. Im Laufe der Jahre kamen weitere Autoren hinzu, wodurch es schließlich möglich wurde, zumindest drei philosophische Realismusdebatten durch mehrere Beiträge abzudecken. Den Autoren, die über einige Jahre hinweg dem Projekt dieses Bandes die Treue gehalten haben, gebührt unser ganz herzlicher Dank für ihre Arbeit und ihre Geduld.

Unser besonderer Dank gilt auch Michael Esfeld, Stephan Hartmann und Mike Sandbothe für die Aufnahme dieses Bandes in die Reihe „Epistemische Studien“ sowie Rafael Hüntelmann für die Ermöglichung der Publikation im ontos-Verlag. Auch sie haben sehr viel Geduld aufgebracht und durch ihre freundliche Unterstützung des Projekts maßgeblich zu seinem Gelingen beigetragen.

Schließlich möchten wir dem Förderkreis der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und der Deutschen Bank Münster für ihre großzügige finanzielle Unterstützung dieser Veröffentlichung danken.

Januar 2004 die Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 9

Erkenntnistheoretischer Realismus

Christoph Demmerling
Realismus und Antirealismus.
Zur Anatomie einer Debatte 29

Marcus Willaschek
Realismus und Intentionalität. Eine ‚disjunktive' Konzeption
des Weltbezugs von Überzeugungen 49

Michael Esfeld
Wie direkt soll ein Realismus sein? 81

Thomas Blume
Realismus und Repräsentation 97

Ludger Jansen
Dispositionen und ihre Realität 117

Wissenschaftstheoretischer Realismus

Christian Suhm
Theoretische Entitäten und ihre realistische Deutung.
Vorschlag einer Strategie zur Verteidigung
des wissenschaftlichen Realismus 139

Holger Lyre
Epistemischer versus semantischer Realismus 183

Daniela Bailer-Jones
Realist-Sein im Blick auf naturwissenschaftliche Modelle 201

Meinard Kuhlmann
Zum Zusammenhang der Debatten um wissenschaftstheoretischen und Universalien-(Anti-)Realismus 223

Renate Huber
Wie viel Realismus ist berechtigt? Minkowski – Poincaré 243

Frank Köhler
Bemerkungen zu dem Verhältnis zwischen Protophysik und wissenschaftlichem Realismus 259

Moralischer und religiöser Realismus

Christoph Halbig
Was ist moralischer Realismus? Zur Topographie eines Problemfeldes 277

Tatjana Tarkian
Moralischer Realismus: Varianten und Probleme 299

Uwe Czaniera
Die Realismusfrage in der Ethik. (Vermeintliche) Erkennbarkeit und (wirkliche) Begründbarkeit der Moral 337

Kirsten B. Endres
Werte und Gründe 377

Christian Weidemann
Theologischer Antirealismus – und warum er so uninteressant ist 397

Kommentierte Auswahlbibliographie 429

Einleitung

Die nachfolgenden Kurzdarstellungen der in diesem Band versammelten Beiträge sollen zwei Zwecke erfüllen: Zum einen soll dem Leser die Möglichkeit gegeben werden, sich entlang der einzelnen Zusammenfassungen einen Eindruck über verschiedene Positionen und Thesen sowie einige grundlegende Argumentationsstränge der behandelten Realismusdebatten zu verschaffen. Zum anderen kann sich der Leser in dieser Einleitung gezielt und in kompakter Form über die in den einzelnen Beiträgen behandelten Themen informieren. Umfassende Einführungen in die verschiedenen Realismusdebatten bietet diese Einleitung nicht. Dies wird indes in einigen der Aufsätze dieses Bandes geleistet.

In seinem Beitrag „Realismus und Antirealismus. Zur Anatomie einer Debatte“ setzt sich ***Christoph Demmerling*** kritisch mit einer Reihe von Standardvorwürfen auseinander, die Realisten unterschiedlichen Versionen des Antirealismus vorhalten. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist dabei die antirealistische Behauptung, dass wir mit unseren Beschreibungen der Wirklichkeit keine Auskünfte über ein An-sich-Sein äußerer Gegenstände geben können. Im Unterschied zu einigen Verteidigern des Realismus hält Demmerling die zentralen Argumente von Antirealisten für diese Behauptung für bedenkenswert.

Zunächst unterscheidet Demmerling drei Formen des Antirealismus: den phänomenalistischen, den hermeneutischen und den konstitutionsbezogenen (konstruktivistischen) Antirealismus. Nach dem phänomenalistischen Ansatz lässt sich Wissen von der Welt nur auf der Grundlage von Empfindungen bzw. Erfahrungen gewinnen und auch nur durch diese rechtfertigen. Eine Wirklichkeit jenseits aller Erfahrung ist für uns daher unerreichbar. Der hermeneutische Antirealismus beruft sich auf die in historischen Entwicklungen ausgeprägten unterschiedlichen Sprach- und Denkformen und reklamiert die grundlegende Abhängigkeit unserer Wirklichkeitsauffassungen von kulturell und historisch verschiedenen Begriffssystemen. Im Zentrum des konstitutionsbezogenen Typs des Antirealismus steht schließlich die These, dass die Wirklichkeit durch menschliches Denken und Handeln allererst konstituiert bzw. konstruiert wird.

Demmerling betont, dass die vorgestellten Typen des Antirealismus im strengen Sinn keine ontologischen Thesen über die Existenz oder Nichtexistenz der Wirklichkeit implizieren, sondern bei ihnen vielmehr erkenntnistheoretische, sprachphilosophische und wahrheitstheoretische Überlegungen eine Rolle spielen. Daher griffen auch Standarderwiderungen von Realisten wie etwa Searle, die den Realismus explizit als ontologische Theorie auffassen, zu kurz. Auch Kritiker des hermeneutischen Antirealismus, die – wie z. B. Hans Albert – den Relativismusvorwurf gegen den Antirealismus stark machen, würden oft die Behauptungen der Antirealisten zu ihren eigenen Gunsten verzerren.

Demmerling unterscheidet zur Vermeidung dieser Verwerfungen zwischen einer starken und einer schwachen Form des Relativismus. Nur die schwache Form, gemäß der unsere Überzeugungen und Theorien stets auf vorausgesetzte Begriffsschemata relativiert werden müssen, liege den meisten Antirealismen zugrunde und könne mit gutem Recht vertreten werden. Die starke Form des Relativismus, der zufolge verschiedene Begriffssysteme miteinander inkommensurabel sind, treffe sich mit dem Realismus – so Demmerling – gerade in der unplausiblen Annahme, dass es einen absoluten Standpunkt gebe, von dem aus alle unterschiedlichen Perspektiven verglichen werden könnten. Der gemäßigte Antirealismus, der auf dem schwachen Begriff von Relativismus beruht, könne hingegen gerade einen attraktiven ‚dritten Weg' aufzeigen.

Der Beitrag von ***Marcus Willaschek*** ist der Entfaltung einer Konzeption des Weltbezugs von Überzeugungen gewidmet, die ohne Repräsentationen, die zwischen Denken und Wirklichkeit vermitteln, auskommen soll. Insbesondere soll diese Konzeption damit vereinbar sein, dass es sich beim Common-Sense-Realismus um eine Selbstverständlichkeit handelt. Im Hintergrund dieser Adäquatheitsbedingung steht Willascheks Überzeugung, dass der Realismus gar keine philosophisch begründungsbedürftige Position ist. Philosophisch problematisch sei lediglich, eine Erklärung dafür zu geben, dass wir uns in unseren Gedanken auf eine von uns unabhängige Wirklichkeit beziehen können.

Der kritische Ausgangspunkt der Überlegungen Willascheks ist die Beobachtung, dass repräsentationalistische Auffassungen des Weltbezugs von Überzeugungen den Realismus fragwürdig erscheinen lassen. Wenn die unmittelbaren Gehalte unserer Überzeugungen Repräsentationen sind,

sei es nicht mehr selbstverständlich, dass wir uns in unseren Gedanken auf eine von uns unabhängige Wirklichkeit beziehen. Auch droht die oft mit dem Realismus in Verbindung gebrachte Gefahr des Skeptizismus, denn wenn wir die Wirklichkeit als denkunabhängig voraussetzen, uns in unserem Denken aber direkt nur auf mentale Repräsentationen beziehen können, ist die Möglichkeit des generellen Irrtums, also des generellen Falschseins unserer Überzeugungen, nicht ausgeschlossen.

Willascheks Vorschlag für eine Konzeption des Weltbezugs, die den Realismus als Selbstverständlichkeit ausweisen soll, unterscheidet sich von repräsentationalistischen Ansätzen im Kern dadurch, dass die Beziehung zwischen Überzeugungen und der Wirklichkeit nicht durch einen wahrheitsneutralen propositionalen Inhalt erklärt wird, sondern gerade umgekehrt der propositionale Inhalt durch den Weltbezug von Überzeugungen. Im Anschluss an Collins entwickelt Willaschek eine disjunktive Konzeption des Weltbezugs von Überzeugungen, gemäß der es zwei Weisen gibt, wie sich eine Überzeugung auf die Welt beziehen kann, nämlich entweder so, dass sie wahr ist, weil etwas Bestimmtes der Fall ist, oder so, dass sie falsch ist, weil etwas Bestimmtes nicht der Fall ist. Die Wahrheit oder Falschheit einer Überzeugung hängt folglich direkt, d. h. nicht vermittelt durch eine Repräsentation, von der Wirklichkeit ab. Bezogen auf Subjekte führt Willaschek mittels der Weisen des Weltbezugs von Überzeugungen die entsprechenden Kategorien des Wahrglaubens und des Falschglaubens ein. Als Konsequenz aus dieser Konzeption ergibt sich ein starker Externalismus des Mentalen, da der Inhalt jeder einzelnen Überzeugung davon abhängt, was tatsächlich der Fall ist. Nur so wird nach Willaschek indes verständlich, wie wir uns unmittelbar auf eine von uns unabhängige Wirklichkeit beziehen können und wie der Realismus zu einer Trivialität wird, die keiner philosophischen Begründung bedarf.

Michael Esfeld teilt mit Willaschek die Auffassung, dass das zentrale Problem des Realismus nicht in der Frage nach der Existenz einer von subjektiven Leistungen unabhängigen Wirklichkeit besteht, sondern in der Frage, wie wir uns – eine unabhängig von uns existierende Wirklichkeit vorausgesetzt – in unseren Gedanken auf eben diese Wirklichkeit beziehen können. Esfeld ist ebenfalls der Ansicht, dass die traditionelle Antwort auf diese Frage in Form einer Repräsentationstheorie des Geistes verfehlt ist. Ein repräsentationaler Realismus birgt seiner Ansicht nach die Gefahr, dass

durch die Einführung von Repräsentationen ein epistemisches Bindeglied zwischen Gedanken und der Wirklichkeit eingeführt werde, was es gerade unverständlich mache, wie wir in unseren Gedanken einen epistemischen Zugang zur Wirklichkeit erlangen können.

Der Vertreter eines direkten Realismus entgeht dieser Problematik dadurch, dass er epistemische Bindeglieder ablehnt und davon ausgeht, dass sich unsere Gedanken unmittelbar auf die Wirklichkeit beziehen können. Nach Esfeld beschwört der direkte Realismus nun allerdings ein Dilemma herauf: Wenn die Inhalte unserer Gedanken nicht durch Repräsentationen erfasst werden, muss entweder die Wirklichkeit selbst so feingliedrig sein wie unsere Gedankeninhalte, oder aber der direkte Realist ist nicht in der Lage, Bedeutungsunterschiede unserer Gedanken einzufangen – was wiederum für einen repräsentationalen Realismus spräche. Das erste Horn des Dilemmas erzwingt nach Esfelds Auffassung eine ‚extravagante' Ontologie von Tatsachen als Bezugsgegenständen unserer Gedanken, das zweite Horn lässt die Feingliedrigkeit der Inhalte unserer Gedanken unerklärt.

Esfeld, der einen direkten Realismus zu verteidigen sucht, führt im Weiteren aus, wie diese dilemmatische Situation durch eine inferentielle Semantik im Anschluss an Robert Brandom aufgelöst werden kann. Gemäß einer inferentiellen Semantik ist nicht der Repräsentationsbegriff, sondern der Begriff der Inferenz grundlegend. Der Inhalt eines Gedankens besteht demnach in seinen inferentiellen Beziehungen zu anderen Gedanken in einem holistisch verstandenen System von Gedanken. Damit wird das Problem des epistemischen Bindegliedes, wie es für den repräsentationalen Realismus typisch ist, vermieden. Esfeld betont darüber hinaus, dass eine inferentielle Semantik nur dann den Wirklichkeitsbezug unserer Gedanken erklären kann, wenn die Wirklichkeit eine entscheidende Rolle bei der Festlegung der inferentiellen Beziehungen von Gedankeninhalten spielt. Diese ‚Einbettung' von Gedanken in die Wirklichkeit könne aber unter Rekurs auf eine pragmatische und normative Theorie des Gedankeninhalts plausibilisiert und damit der direkte Realismus überzeugend verteidigt werden.

Thomas Blume befasst sich eingehend mit neueren repräsentationalistischen Ansätzen in der Philosophie des Geistes, die mit dem Anspruch auftreten, Qualia bzw. phänomenale Gehalte der Wahrnehmung zu

externalisieren, sie also so zu konzipieren, dass sie den wahrgenommenen Gegenständen selbst zugeschrieben werden können. Der Zusammenhang zur erkenntnistheoretischen Realismusdebatte ist dadurch gegeben, dass eine repräsentationalistische Theorie des Geistes eine Versöhnung des wissenschaftlichen Realismus mit dem Alltagsrealismus in Aussicht stellt. Blume ist indes skeptisch, ob eine repräsentationalistische Theorie sinnlicher Wahrnehmung dies zu leisten vermag.

Ausgangspunkt seiner kritischen Erwägungen sind die Begriffe der Kausalität und der Kovarianz, die in gegenwärtig favorisierten naturalistischen Repräsentationstheorien eine gewichtige Rolle spielen. Zum einen sei es äußerst fraglich, ob die Relation zwischen Wahrgenommenem und Wahrnehmung überhaupt als Kausalrelation aufgefasst werden kann. Zum anderen zeigten typische Beispiele für eine vermeintlich repräsentationale Beziehung zwischen mentalen Zuständen und der Wirklichkeit, dass eine Kovarianzrelation (also eine eineindeutige Zuordnungsrelation) zwischen Wahrnehmungen und wahrgenommenen Gegenständen oder Eigenschaften kaum besteht. Im Falle von Farbwahrnehmungen beispielsweise – dem klassischen Paradigma repräsentationalistischer Ansätze der Wahrnehmung – sei es gerade nicht so, dass einer bestimmten Farbempfindung eine bestimmte Wellenlänge des wahrgenommenen Lichts entspricht. Vielmehr – so führt Blume aus – sei das Phänomen der Metamerie zu berücksichtigen, d. h. die Tatsache, dass die Farbe eines Gegenstandes durch unendlich viele Kombinationen von Licht unterschiedlicher Wellenlänge realisiert werden kann. Von einer Kovarianz der Wahrnehmungen und bestimmten Eigenschaften der Wirklichkeit könne also keine Rede sein.

Blume gelangt zu dem Ergebnis, dass die für eine Repräsentationstheorie der Wahrnehmung entscheidenden Elemente – Kausalität und Kovarianz – sich letztendlich als untauglich zur Charakterisierung des Verhältnisses von Wahrnehmung und Wahrgenommenem erweisen. Seiner Auffassung nach lassen sich Externalismus und Repräsentationalismus in der Wahrnehmungstheorie nicht zusammen vertreten. Als Alternative zum Repräsentationalismus schlägt er daher einen Alltagsrealismus vor, gemäß dem zwar Qualia bzw. sinnliche Aspekte der Wahrnehmung als Merkmale externer Gegenstände aufzufassen sind, auf die Idee einer naturalisierbaren Repräsentationsrelation aber verzichtet wird.

Ludger Jansen befasst sich in seinem Beitrag mit der Frage nach der Realität von Dispositionen. Damit greift er eine Problematik auf, die sowohl für die allgemeine erkenntnistheoretische als auch für die wissenschaftstheoretische Realismusdebatte von Bedeutung ist. Er argumentiert entgegen vielfach vorgetragenen epistemologischen Bedenken gegenüber Dispositionen dafür, dass Dispositionszuschreibungen zur Erklärung der kausalen Rolle von Gegenständen und damit nicht nur im Alltag, sondern auch in den Wissenschaften unverzichtbar sind. Seit der frühen Neuzeit, so führt Jansen weiter aus, wird vielfach gegen die Realität von Dispositionen argumentiert, da es sich bei ihnen angeblich um „okkulte“ Eigenschaften handle, die eine Art „Gespensterdasein“ führten, und die daher in den empirischen Wissenschaften nicht respektabel seien. Gegen diese und andere Kritiken hält Jansen an einer realistischen Interpretation von Dispositionen fest, gemäß der Dispositionszuschreibungen wahr oder falsch sein können und in vielen Fällen auch wahr sind.

Hinsichtlich des ontologischen Status unterscheidet Jansen monistische und dualistische Konzeptionen. Gemäß den ersteren gibt es entweder nur kategoriale, also nicht-dispositionale Eigenschaften, wobei Dispositionszuschreibungen auf Zuschreibung komplexer kategorialer Eigenschaften reduziert werden können, (kategorialer Monismus) oder nur dispositionale Eigenschaften (dispositionaler Monismus). Nach letzteren gibt es sowohl kategoriale als auch dispositionale Eigenschaften. Innerhalb der dualistischen Konzeptionen lässt sich wiederum zwischen schwachen und starken Varianten unterscheiden, je nach dem, ob Dispositionen eine eigenständige kausale Relevanz zugebilligt wird oder nicht.

Jansen selbst argumentiert für einen neutralen Monismus, gemäß dem Eigenschaften weder kategorial noch dispositional sind. Die Unterscheidung kategorial/dispositional werde nur auf der sprachlichen Ebene getroffen. Des weiteren setzt er auseinander, dass Dispositionszuschreibungen auch eine irreduzible explanatorische Rolle zukommt. Entgegen der weit verbreiteten Auffassung, wissenschaftliche Erklärungen setzten die Zurückführung von Dispositionen auf mikrophysikalische Strukturen voraus, betont Jansen, dass die Aufdeckung mikrophysikalischer Strukturen zwar unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse vermehren würde, dass dabei aber prinzipiell nicht auf Dispositionszuschreibungen verzichtet werden könne.

Christian Suhm unternimmt in seinem Beitrag den Versuch, eine Strategie zur Verteidigung des wissenschaftlichen Realismus zu entfalten, die sich auf einen differenzierten realistischen Beobachtungsbegriff und die Bedeutung der Prognosekraft wissenschaftlicher Theorien für die Theorienwahl stützt. Zunächst stellt er den wissenschaftlichen Realismus als eine Verknüpfung von vier Thesen dar, die in zwei Gruppen zu je zwei Thesen zerfallen. Die semantische These und die Existenzthese machen den ontologischen Aspekt des wissenschaftlichen Realismus aus, der die Unabhängigkeit der physischen Wirklichkeit von unseren Theorien über sie umfasst. Eine kriteriologische und eine wissenschaftshistorische These verdeutlichen den epistemologischen Aspekt des wissenschaftlichen Realismus, nach dem in den erfolgreichen Theorien der modernen Wissenschaften mindestens annäherungsweise Wissen über die physische Wirklichkeit zum Ausdruck kommt.

Im Weiteren erläutert Suhm die These der empirischen Unterbestimmtheit von Theorien und die pessimistische Meta-Induktion als typische Argumentationen, die von Antirealisten des epistemologischen Typs vorgebracht werden, um die Wissensansprüche des wissenschaftlichen Realisten als unbegründet zu kritisieren. Ferner setzt sich Suhm kritisch mit der von van Fraassen in die Debatte eingeführten Beobachtbar/unbeobachtbar-Unterscheidung auseinander. Nach Suhms Auffassung vermag die van Fraassensche Begrenzung des Beobachtbaren durch Rekurs auf den menschlichen Sinnesapparat nicht zu überzeugen, da sie wissenschaftlich inadäquat sei und letztlich an einer Zirkularität scheitere.

Im Anschluss an Shapere und Kosso entwickelt Suhm einen Beobachtungsbegriff, der dem Verständnis von Beobachtung in den modernen Wissenschaften gerecht werden und zudem der realistischen Intuition Rechnung tragen soll, dass es von der physischen Wirklichkeit abhängt, ob unsere Theorien erfolgreich sind oder nicht. Insbesondere sei es wichtig, zwischen Theorierelativität und Theorieabhängigkeit zu unterscheiden, um kenntlich machen zu können, wann eine Beobachtung zur empirischen Stützung einer Theorie taugt und wann nicht.

Abschließend skizziert Suhm eine Strategie zur Verteidigung des wissenschaftlichen Realismus, die auf dem zuvor entwickelten Beobachtungsbegriff aufbaut und ihn in den Kontext der von Leplin hervorgehobenen Bedeutsamkeit der Vorhersagekraft einer Theorie stellt. Dabei stellt sich heraus – so Suhm –, dass erst vor dem Hintergrund eines realistischen

Verständnisses von Beobachtung die Prognose sogenannter neuer Fakten als ein brauchbares Kriterium zur Ermittlung von approximativ wahren Theorien verwendet werden kann. Und erst dann könne die Frage entschieden werden, welche theoretische Entitäten realistisch zu interpretieren seien und welche nicht.

Im Mittelpunkt der Überlegungen ***Holger Lyres*** stehen zwei Realismusthesen – eine semantische und eine epistemische –, die in verschiedener Hinsicht durch die theoretische Entwicklung der modernen Physik als fragwürdig erscheinen. Nach der These des semantischen Realismus besitzt die Beschreibung der Außenwelt eine eindeutige Interpretation. Die These des epistemischen Realismus betrifft die Beobachterunabhängigkeit der Außenwelt.

Lyre führt anhand von Beispielen aus der Physik zunächst aus, dass der semantische Realismus sowohl durch Fälle von Konventionalismus als auch durch Fälle von Theorienunterbestimmtheit unterminiert wird. Konventionelle Elemente, die die Ontologie einer Theorie unangetastet lassen, aber die Semantik ihrer Grundbegriffe betreffen, ließen sich beispielsweise mit Blick auf die Theorie der Geometrie der Raumzeit oder die sogenannte „Hohlwelttheorie“ ausmachen. Im Unterschied dazu liegen im Fall theoretischer Unterbestimmtheit verschiedene, aber empirisch äquivalente Theorien vor. Lyre betont, dass es – ungeachtet der weit reichenden Diskussion um die wissenschaftstheoretischen Konsequenzen der empirischen Unterbestimmtheit von Theorien – äußerst schwierig sei, überzeugende Beispiele für sie aus den Wissenschaften anzuführen. Er erläutert als mögliche Kandidaten vier verschiedene Darstellungen der Allgemeinen Relativitätstheorie, drei Interpretationen des Aharonov-Bohm-Effekts sowie den Gegensatz zwischen Kopenhagener und Bohmscher Quantenmechanik. Entscheidend für diese zu einander empirisch äquivalenten Theoriealternativen sei das Vorliegen ontologischer Differenzen.

Im Falle der unterschiedlichen Interpretationen der Quantenmechanik steht zusätzlich der epistemische Realismus zur Debatte. Lyre stellt heraus, dass nach der Kopenhagener Standardauffassung der Beobachter in einem Messprozess einen irreduziblen Faktor darstellt, durch den überhaupt erst die zu messende Größe bestimmt wird. In einem gewissen Sinne ‚erzeuge’ also der Beobachter einen Aspekt der von ihm beobachteten Realität. Nach der Bohmschen Auffassung – so Lyre – kann die Quantentheorie jedoch

realistisch im epistemischen Sinn interpretiert werden, also so, dass keine Beobachterabhängigkeit der Realität folgt. Allerdings könne dies nur durch die Annahme von theoretischen Entitäten bewerkstelligt werden, die nicht mit der Standardinterpretation verträglich sind. In der Konsequenz ergeben sich also gravierende Differenzen der beiden Interpretationen in ontologischer Hinsicht und damit ein bedeutender Fall empirischer Unterbestimmtheit von Theorien.

Resümierend wendet sich Lyre gegen eine Verwischung des Unterschieds zwischen dem semantischen und dem epistemischen Aspekt des Realismus. Auch dürfe das oft gegen den wissenschaftlichen Realismus vorgebrachte Argument der empirischen Unterbestimmtheit von Theorien nicht überbewertet werden. Nach Lyres Auffassung zeigen die von ihm aufgezeigten Fälle von Theorienunterbestimmtheit vielmehr an, dass unsere wissenschaftlichen Kenntnisse noch unvollständig sind. Weitere Forschungsresultate könnten durchaus zu einer Entscheidung zwischen rivalisierenden Theorien führen.

Daniela Bailer-Jones befasst sich in ihrem Beitrag mit einem in der wissenschaftstheoretischen Realismusdebatte oft vernachlässigten Problem, nämlich der Frage, inwieweit wir Realisten mit Blick auf naturwissenschaftliche Modelle – im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Theorien – sein können. Voraussetzung ihrer Ausführungen ist, dass es in erster Linie Modelle, und eben nicht Theorien sind, die in den Naturwissenschaften die Rolle der Repräsentation der physischen Wirklichkeit übernehmen. Zur Debatte steht dann, ob naturwissenschaftliche Modelle von uns und unseren Modellen unabhängige Strukturen der Wirklichkeit zutreffend wiedergeben.

Bailer-Jones stellt zunächst heraus, dass Modelle offensichtlich keine idealen Kandidaten für die Repräsentation von Strukturen der Wirklichkeit sind, da sie aufgrund von Annäherungen und Vereinfachungen empirisch oft ungenau sind, bisweilen Inkonsistenzen aufweisen und zumeist nur bestimmte Aspekte der Wirklichkeit darstellen. Gleichwohl sei anzuerkennen, dass mit Modellen durchaus unbeobachtbare Gegenstände und Prozesse postuliert und somit der Anspruch erhoben würde, Elemente der Wirklichkeit zu repräsentieren. Zu berücksichtigen sei ferner, dass Modelle im dem Sinne als dynamisch aufzufassen seien, dass bei veränderter em-

pirischer Datenlage auch die Modelle verändert würden (z. B. im Fall der Entwicklung verschiedener Atommodelle).

Entscheidend für die Frage, ob naturwissenschaftliche Modelle realistisch interpretiert werden könnten, sei nun – so führt Bailer-Jones weiter aus – die Tatsache, dass oft in Kauf genommen würde, dass Modelle die Wirklichkeit falsch wiedergeben. Dies geschehe nämlich dann, wenn die wesentliche Funktion eines Modells nicht in der exakten Wiedergabe empirischer Daten, sondern beispielsweise in der Veranschaulichung oder didaktischen Vermittlung eines Sachverhalts bestehe. Auch pragmatische Kriterien wie die Einfachheit oder Handhabbarkeit eines Modells würden bisweilen höher eingeschätzt als ihre empirische Adäquatheit. Modelle und ihre Funktionen seien folglich von den sie benutzenden Personen nicht zu trennen und insofern interessenrelativ.

Anhand der Positionen von Ronald Giere und Nancy Cartwright macht Bailer-Jones auf die aus diesen Umständen folgenden Schwierigkeiten einer realistischen Interpretation von Modellen aufmerksam. Ihrer Analyse zufolge erfordert eine gebührende Berücksichtigung von naturwissenschaftlichen Modellen entweder die mit der Position des wissenschaftlichen Realismus verbundenen Erkenntnisansprüche neu zu bestimmen (wenn man anerkennt, dass sich mit Modellen eben stets nur bestimmte Aspekte der Wirklichkeit erkennen lassen, andere aber nicht) oder sogar antirealistische Konsequenzen zu akzeptieren (wenn man davon ausgeht, dass die mit Modellen beschriebene Wirklichkeit gerade in zentralen Aspekten von uns und unseren Interessen abhängig ist).

Meinard Kuhlmann stellt sich der im Kontext der wissenschaftstheoretischen Realismusdebatte noch weitgehend unbeachteten Frage, welche Zusammenhänge es zwischen dem wissenschaftlichen Realismus (bzw. wissenschaftlichen Antirealismus) und dem Universalienrealismus (bzw. Universalienantirealismus) gibt. Während es in der Kontroverse um den wissenschaftlichen Realismus um die Wahrheit wissenschaftlicher Theorien geht, steht beim Problem des Universalienrealismus zur Debatte, ob Eigenschaften unabhängig von den Einzeldingen, denen sie zugeschrieben werden, existieren.

Zunächst stellt Kuhlmann heraus, dass es natürliche Affinitäten zwischen den realistischen Positionen beider Debatten gibt, beispielsweise mit Blick auf Naturgesetze. Ein wissenschaftlicher Realist, der die objektive

Gültigkeit von allgemeinen Naturgesetzen anerkennt, sei geneigt, auch die Existenz von Eigenschaften als allgemeinen Entitäten zur Erklärung der Naturgesetze anzunehmen. Andererseits könne mit einer realistischen Interpretation der Quantentheorie auch gegen die Existenz von Universalien argumentiert werden, wenn nämlich die Individuationsbedingungen von Elementarteilchen berücksichtigt würden. Auch die anderen Kombinationsmöglichkeiten (wissenschaftlicher Antirealismus und Universalienrealismus bzw. wissenschaftlicher Realismus und Universalienantirealismus) ergäben durchaus vertretbare Positionen.

Kuhlmann analysiert das Verhältnis der beiden Realismusdebatten ferner anhand der in den Debatten vornehmlich behandelten Argumente für und wider den Realismus. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass in beiden Fällen verschiedene metatheoretische Prinzipien eine bedeutende Rolle spielen (im Falle des Universalienrealismus z. B. die ontologische Sparsamkeit, im Falle des wissenschaftlichen Realismus z. B. die Einfachheit von Theorien angesichts des Problems der empirischen Unterbestimmtheit von Theorien).Während es jedoch bei der Universalienproblematik um die Frage gehe, welche Entitäten angenommen werden müssen, wenn unsere sinnvollen Aussagen über die Welt als wahr vorausgesetzt werden, wird in der wissenschaftstheoretischen Realismusdebatte gerade die Wahrheit von Theorien auf den Prüfstand gestellt. Kuhlmann resümiert daher, dass es trotz reichhaltiger Bezüge zwischen den untersuchten Debatten und einer Reihe von argumentativen Verknüpfungen einzelner Positionen eine relative Unabhängigkeit zwischen dem Universalienrealismus und dem wissenschaftlichen Realismus gibt.

Renate Huber widmet sich in ihrem Beitrag anhand einer historischen Fallstudie – den unterschiedlichen Interpretationen der Relativitätstheorie durch Minkowski und Poincaré zu Beginn des 20. Jahrhunderts – der Frage, wie viel Realismus bei der Interpretation physikalischer Theorien berechtigt ist. Während Minkowski für ein realistisches Verständnis der Relativitätstheorie steht, macht Poincaré epistemologische Bedenken geltend und gelangt zu einer skeptischen Einschätzung der mit physikalischen Theorien verbundenen Wissensansprüche. Huber hebt hervor, dass sowohl Minkowski als auch Poincaré in besonderem Maße an den mathematischen Strukturen einer physikalischen Theorie, vor allem an Symmetrien und Invarianzen, interessiert sind. Während Minkowski diese jedoch als

notwendige und hinreichende Kriterien für die realistische Interpretation bestimmter Theorieelemente ansehe, dienten sie nach der Auffassung Poincarés bestenfalls zur Rechtfertigung eines eingeschränkten Strukturenrealismus.

Anhand einschlägiger Textpassagen weist Huber nach, dass Minkowski der Relativitätstheorie in höchstem Maße erkenntnisoptimistisch gegenübersteht. Für ihn stellt das Konzept einer vierdimensionalen Raumzeit keineswegs ein bloß zweckmäßiges mathematisches Hilfsmittel dar, sondern eine adäquate Beschreibung der realen Struktur der Raumzeit – solange jedenfalls die Übereinstimmung mit den Phänomenen gewährleistet ist. Poincaré hingegen weist auf die unhintergehbaren Voraussetzungen der Theoriebildung in Form universeller Prinzipien hin (z. B. das Kausalprinzip oder das Induktionsprinzip), die durch physikalische Theorien selbst gar nicht bestätigt oder widerlegt werden können. Als Konsequenz aus seinem Erkenntnisskeptizismus ergeben sich bei Poincaré ein Konventionalismus und Begriffskonservatismus, die es auch angesichts empirischer Erfolge der Relativitätstheorie nicht als zwingend erscheinen lassen, diese realistisch zu deuten.

Huber präzisiert den Poincaréschen Skeptizismus ferner durch Ausführungen zu den sogenannten geschlossenen kompensierenden Effekten, die für Poincaré eine fundamentale erkenntnistheoretische Funktion erfüllen. Jede Theorie lasse sich nach Poincaré durch die Annahme zusätzlicher Hypothesen gegen mit ihr im Widerstreit stehende Phänomene verteidigen. Dies geschehe eben durch die Annahme kompensierender Effekte, die eine empirisch nicht bestätigte Konsequenz einer Theorie gerade so aufheben, dass Übereinstimmung mit den Beobachtungen erreicht wird. Auf diesem Weg ließen sich nun auch klassische Prinzipien der Physik nach Gesichtspunkten der Einfachheit und Bequemlichkeit gegen neue rivalisierende Theorien wirkungsvoll verteidigen.

Im Beitrag von ***Frank Köhler*** geht es um die Verknüpfung von zwei Debatten, die in den letzten Jahrzehnten weitestgehend getrennt voneinander geführt wurden: einerseits die vor allem in der angelsächsischen Philosophie ausgetragene Kontroverse um den wissenschaftstheoretischen Realismus, andererseits die im deutschsprachigen Raum beheimatete Debatte um die Protophysik. Ziel der Erörterungen Köhlers ist es zu zeigen, ob und inwieweit die auf den ersten Blick konstruktivistisch aus-

gerichtete Protophysik mit der Position des wissenschaftlichen Realismus zusammengeführt werden kann.

Der wesentliche Ausgangspunkt protophysikalischer Argumente – so Köhler – ist der Verweis auf die Notwendigkeit einer methodisch begründeten Messtheorie, die als Fundament der Physik und der in ihr eingeführten physikalischen Größen dient. Dabei sei es vor allem bedeutsam, den methodischen Zirkel zu vermeiden, bei der Auswahl geeigneter Messgeräte bereits auf physikalische Theorien zurückzugreifen, die mit bestimmten Messverfahren allererst begründet werden müssen. Im Sinne des Dinglerschen Prinzips der methodischen Ordnung ist es also erforderlich, zunächst die messtheoretischen Voraussetzungen der Physik, z. B. die Bestimmung eines starren Körpers, in einer Protophysik zu klären.

Ein besonderes Augenmerk richtet Köhler auf die Kritik der Vertreter der Protophysik an der Relativitätstheorie. Während wissenschaftliche Realisten geneigt sind, die Frage nach der geometrischen Struktur des Raumes als eine empirische Frage zu verstehen, die durch die Relativitätstheorie zufriedenstellend beantwortet wird, machen Protophysiker methodische Bedenken geltend. Nach der Protophysik ist die Euklidizität des Raumes wesentlich im Messprozess verankert und kann nicht durch eine Theorie widerlegt werden, die selbst auf diesen euklidisch charakterisierten Messprozessen beruht.

Im Gegensatz dazu steht jedoch das Problem der Protophysik, das universelle Auftreten relativistischer Effekte zu erklären. Die Annahme von Störungen im Sinn des Dinglerschen Prinzips der Exhaustion vermag nach Köhler nicht zu überzeugen. Allerdings sieht er durchaus Chancen für eine Annäherung der Protophysik an ein realistisches Verständnis der modernen Physik gegeben, sofern Realisten bereit sind, methodisch und messtheoretisch motivierte Modifikationen an Theorien zuzulassen. Spannungen zwischen der Protophysik und der Position des wissenschaftlichen Realismus seien indes unumgänglich.

Anhand der Frage ‘Was ist moralischer Realismus?’ geht ***Christoph Halbig*** dem Problem der Kriterien nach, die eine metaethische Position erfüllen muss, will sie als Variante des moralischen Realismus gelten. Er entwickelt zunächst einen unkontroversen Minimalbegriff des moralischen Realismus, der die beiden Komponenten des Kognitivismus – moralische Urteile sind wahrheitsfähig – und die der Falschheit einer Irrtumstheorie –

einige dieser Urteile sind tatsächlich wahr – umfasst sowie den Kriterien der Angemessenheit und der Sinngemäßheit genügt. Für die Formulierung eines reichhaltigeren Begriffs von moralischem Realismus, der über den Minimalbegriff hinausweist, erweist sich nun die Kategorie der Objektivität als entscheidend. Halbig unterscheidet zwischen drei unterschiedlichen Bedeutungen der Opposition ‚Subjektivität vs. Objektivität', die es in diesem Zusammenhang auseinander zu halten gilt. Wer moralische Urteile als objektiv betrachtet, kann in einem ersten und schwächsten Sinne damit lediglich meinen, dass sie wahrheitsfähig sind. Diese Form des Objektivismus fällt mit dem Kognitivismus zusammen. In einem zweiten und stärkeren Sinne jedoch kann die Objektivität moralischer Urteile meinen, dass diese nicht nur wahrheitsfähig sind, sondern auch objektiv wahr sein können. Im Hintergrund steht hier die Intuition, dass es eine richtige Antwort auf moralische Probleme geben muss; die Antwort wird nicht dadurch richtig, dass der, der sie gibt, sie für richtig hält. Was aber macht eine Antwort zur richtigen Antwort? Hier ergibt sich eine entscheidende Weichenstellung durch die Frage, ob sich ein Verfahren zur Ermittlung der richtigen Antwort formulieren lässt, ohne dabei auf die Existenz moralischer Tatsachen rekurrieren zu müssen. Substantielle moralische Realisten, die dies für unmöglich halten, können darauf verweisen, dass die richtige Antwort eben die sein muss, die den moralischen Tatsachen entspricht. Welchen Status jedoch haben diese moralischen Tatsachen? An dieser Stelle kommt eine dritte Bedeutung des Objektivitätsbegriffs zum Tragen: Objektivität charakterisiert hier nun nicht den Wahrheitsbegriff, sondern bildet eine ontologische Bestimmung moralischer Werte als den Entitäten, die unsere entsprechenden Urteile wahr machen sollen. Aber muss der moralische Realist die vollständige Unabhängigkeit dieser Werte von subjektiven Leistungen annehmen, oder lässt sich ein schwächerer Objektivitätsbegriff vertreten, ohne den Realismus zu verlassen?

Auf der Grundlage der eingeführten Differenzierungen steht am Ende des Beitrags von Halbig die Ausarbeitung eines Begriffs des moralischen Realismus, der spezifisch genug sein soll, um seine Trennschärfe in der metaethischen Debatte zu behaupten, gleichzeitig aber allgemein genug, um ein breites Theoriespektrum innerhalb des moralischen Realismus zu eröffnen.

Bereits der Minimalbegriff des moralischen Realismus impliziert indes, dass jede seiner Varianten darüber Auskunft geben muss, welche Entitäten es denn sind, die moralischer Urteile wahr machen, d. h. sie muss eine Theorie moralischer Tatsachen ausarbeiten. ***Tatjana Tarkian*** nimmt die Unterscheidung drei grundlegender Typen einer solchen Theorie, nämlich des Naturalismus, des Supernaturalismus und des Nonnaturalismus, zum Ausgangspunkt ihrer Klassifizierung unterschiedlicher Varianten des moralischen Realismus: Ethische Naturalisten betrachten moralische Tatsachen als natürliche Tatsachen, wie sie in den Natur- oder empirischen Sozialwissenschaften untersucht werden, ethische Nonnaturalisten als supernatürliche Eigenschaften, die sich aus den Attributen bzw. aus Willensakten Gottes ableiten, ethische Nonnaturalisten schließlich betrachten moralische Eigenschaften als eine Eigenschaftsklasse sui generis, die einer eigenen ontologischen Dimension angehört und sich weder dem Bereich der natürlichen noch dem der übernatürlichen Entitäten zuordnen lässt. Im Zentrum des Beitrags von Tarkian steht nun die Ausarbeitung einer Taxonomie der innerhalb des moralischen Naturalismus vertretenen Positionen. Leitend ist hier die Fragestellung, ob eine Reduzierbarkeit moralischer auf natürliche Tatsachen angenommen wird – der reduktive Naturalist bejaht dies, der nicht-reduktive verneint diese Möglichkeit – und, falls eine solche Reduzierbarkeit unterstellt wird, ob diese lediglich als ontologische These behauptet wird oder darüber hinaus auch eine semantische Reduzierbarkeit angenommen wird, der zufolge eine Bedeutungsidentität zwischen moralischen und natürlichen Prädikaten besteht. Die einzelnen hier unterschiedenen Positionen werden von Tarkian jeweils ihm Zusammenhang der ihnen zugrundeliegenden semantischen, metaphysischen und epistemologischen Annahmen diskutiert. Auf der Grundlage der erreichten Ergebnisse unternimmt Tarkian eine zusammenfassende Charakterisierung des Naturalismus und des Nonnaturalismus als den beiden Hauptströmungen des zeitgenössischen moralischen Realismus, um abschließend im Rahmen einer kritischen Prüfung der Stärken und Schwächen beider Ansätze aufzuzeigen, wie sich für beide das Problem der Rekonstruktion der Normativität bzw. des handlungsleitenden Charakters moralischer Urteile in je spezifischer, jedoch gleichermaßen dringlicher Weise stellt: Naturalistische moralische Realismen tendieren dazu, diese Normativität schlicht zu bestreiten; sie vertreten einen normativen und motivationalen Externalismus, demzufolge moralische

Urteile weder einen Grund noch ein Motiv, entsprechend zu handeln, implizieren. Mit dieser Annahme wird zwar die Formulierung einer konsistenten Theorie möglich, gleichzeitig tritt aber eine Spannung zu den – nun erklärungsbedürftigen – internalistischen Aspekten unserer Moralphänomenologie auf. Der Nonnaturalist wiederum, der am Internalismus festhält, steht vor der schwierigen Aufgabe der Ausarbeitung einer adäquaten Ontologie und Epistemologie normativer Tatsachen, die gleichermaßen dem rezeptiven wie dem konstruktiven Aspekt praktischer Rationalität Rechnung zu tragen vermag.

Während Tarkian mit einem Ausblick auf interne Probleme endet, vor die sich die Ausarbeitung eines überzeugenden naturalistischen bzw. nonnaturalistischen Realismus gestellt sieht, erübrigt sich für ***Uwe Czaniera*** eine solche Aufgabe: Für ihn erweist sich der moralische Realismus ganz unabhängig von der Frage seiner konkreten Gestalt insgesamt als unhaltbare Position. Auf die einleitende Explikation eines für die metaethische Diskussion adäquaten Realismusbegriffs schließt sich ein Überblick über die wichtigsten historischen Stationen der antirealistischen Tradition von der antiken Sophistik über Hume und den logischen Empirismus bis zu Hare an, dessen Theorie Czaniera als die elaborierteste und aussichtsreichste bisher vertretene Form des Antirealismus betrachtet: Sie erlaube es, allein gestützt auf eine Analyse der Semantik moralischer Ausdrücke, empirisches Wissen und bestehende Präferenzen Kriterien für eine rationale Auswahl moralischer Prinzipien zu generieren. Mit Hares Variante des Antirealismus sieht Czaniera die Perspektive einer rationalen Moralbegründung eröffnet, die ohne die aus ontologischen und epistemologischen Gründen gleichermaßen problematische Annahme moralischer Tatsachen auskommen kann. Damit ist aber nur gezeigt, dass der moralische Realismus keine zwingende Voraussetzung für eine rationale Moralbegründung bildet; die Möglichkeit, dass er dennoch die zutreffende metaethische Position bildet, bleibt natürlich offen. Im Durchgang durch die wichtigsten – semantischen, epistemologischen, wissenschaftstheoretischen und werttheoretischen – Argumente, die in der Diskussion zugunsten des moralischen Realismus formuliert worden sind, versucht Czaniera deshalb den Nachweis führen, dass keines dieser Argumente überzeugen kann, der moralische Realismus mithin als unbegründet verworfen werden muss. Auch wenn, so sein Fazit, einzelne Bausteine der

innerhalb des moralischen Realismus erarbeiteten Auswahlverfahren für moralische Prinzipien in eine antirealistische Theorie der Moral integriert werden könnten, bleibt der Antirealismus selbst die einzig überzeugende metaethische Option.

Die Frage nach der Ontologie und Epistemologie moralischer Werte steht nach Auffassung der meisten Vertreter eines moralischen Realismus in engem Zusammenhang mit dem Problem praktischer Rationalität. Worin nämlich, so fragen moralische Realisten, die zugleich eine werte-basierte Theorie normativer Gründe vertreten, soll der Grund dafür bestehen, sich großzügig zu verhalten, wenn nicht in dem Wert, den die Tugend der Großzügigkeit darstellt? Zugleich stellt der Wert der Großzügigkeit nicht nur einen normativen Grund dar, der für eine entsprechende Handlung spricht, er bildet auch – zumindest im Fall des Tugendhaften, der erkannt hat, dass hier seine Großzügigkeit gefragt ist, und sich danach richtet – den motivierenden Grund, der erklärt, warum von ihm tatsächlich so gehandelt wurde. Genau in der Annahme eines solchen integralen Zusammenhangs von Problemen der Werttheorie einerseits, Problemen praktischer Rationalität andererseits sieht ***Kirsten Endres*** einen entscheidenden methodischen Irrtum, der einem adäquaten Verständnis beider Problembereiche im Wege stehe. Endres zeigt zunächst, dass praktischen Gründen nicht nur eine normative und eine motivierende Dimension zukommt, sondern dass sie zusätzlich die Bedingung der Zugänglichkeit für das Subjekt, für das solche Gründe bestehen sollen, erfüllen müssen. Anhand einer exemplarischen Analyse von John McDowells Theorie praktischer Gründe, wie er sie im Rahmen seiner tugendethischen Variante des moralischen Realismus ausgearbeitet hat, zeigt Endres die Schwierigkeiten auf, die sich gerade im Bereich der Moral aus der Nichtberücksichtigung der Zugänglichkeitsbedingung ergeben: McDowell gelingt es nach Endres nicht, befriedigend zu erklären, in welchem Sinn nichttugendhaften Personen überhaupt noch ein Grund zugeschrieben werden kann, moralisch zu handeln. McDowell könne solchen Personen nur um den inakzeptabel hohen Preis praktische Gründe zuschreiben, dass er (entgegen seinen eigenen ausdrücklichen Absichten) sowohl einen normativen wie einen motivationalen Externalismus bejaht. Das Scheitern von McDowells Theorie praktischer Gründe steht nach Endres exemplarisch für das Scheitern eines jeden Versuchs, aus einer axiologischen Theorie die Grundlagen

einer Theorie praktischer Rationalität abzuleiten. Die Frage, welche Theorie die drei genannten Dimensionen praktischer Gründe am besten zu explizieren erlaubt, sollte, so Endres' methodologische Forderung, ganz unabhängig davon geklärt werden, welche Position man innerhalb der Debatte um den moralischen Realismus bezieht. In Endres' Konzeption würde die Debatte um den moralischen Realismus daher zumindest von der Hypothek entlastet, auf ihrem Boden implizit oder explizit die Frage nach den Gründen für unser Handeln mit zum Austrag bringen zu müssen.

Sowohl Theisten wie Atheisten argumentieren traditionell auf dem Boden dessen, was man einen – zumeist unthematischen – kognitivistischen Konsens nennen könnte: Sie stimmen darin überein, dass religiöse Aussagen wahrheitsfähig sind. Während Theisten zu zeigen versuchen, dass zumindest einige solcher Aussagen über die Existenz, Attribute usf. Gottes tatsächlich auch wahr sind, bestreitet der Atheist dies. Für ihn erweisen sich alle diese Aussagen bei näherer Prüfung als falsch – weil sie nämlich auf einer unzutreffenden Existenzannahme beruhen; Gott existiert eben nicht. Erst als A. J. Ayer in seinem Buch Language, Truth and Logic (1936) religiöse Rede insgesamt unter Sinnlosigkeitsverdacht stellte, insofern sie dem von ihm formulierten Verifikationskriterium der Bedeutung nicht genügt, wurde die Grundlage dafür geschaffen, diesen Konsens in Frage zu stellen: Aussagen haben nach Ayer nur dann einen kognitiven Sinn, wenn sie entweder analytisch sind oder durch empirische Beobachtungen (wenigstens prinzipiell) verifizierbar sind. Religiöse Aussagen sind hingegen weder analytisch noch verifizierbar und daher sinnlos. Versuche, die Pointe religiöser Sprache nicht in der Artikulation assertorischer Äußerungen, sondern etwa in der Kommunikation von moralischen oder emotiven Einstellungen zu sehen, erschienen vor diesem Hintergrund als aussichtsreiche Optionen, die es erlauben sollten, durch eine nonkognitivistische Reinterpretation religiöser Aussagen diese vor der Sinnlosigkeit zu retten. Parallel zu solchen Versuchen einer nonkognitivistischen Deutung verlaufen reduktionistische Ansätze (deren Wurzeln bereits ins 19 Jh. zurückreichen), die religiöse Aussagen zwar im Gegensatz zum Nonkognitivismus als wahrheitsfähig betrachten, der Religion jedoch einen eigenständigen Gegenstandsbereich absprechen. Die Tatsachen, die religiöse Aussagen wahr machen, sind ihnen zufolge nicht, wie gemeinhin unterstellt, spezifisch religiöse Entitäten (z. B. Gott), sondern

natürliche Entitäten, etwa solche psychologischer oder sozialer Natur. In der Einkleidung religiöser Sprache würden wir z. B. tatsächlich über Klassengesetzte oder psychische Konflikte reden. Einen dritten grundlegenden Typus des religiösen Anti-Realismus bildet der sogenannte Wittgensteinianismus, der sich durch einen Bezug auf die verstreuten und unsystematischen Äußerungen Wittgensteins zur Religion definiert. Die unter diesem Titel vertretenen Positionen weisen indes bestenfalls eine – um einen anderen Begriff Wittgensteins zu verwenden – lockere Familienähnlichkeit auf und konvergieren zum Teil mit nonkognitivistischen und reduktionistischen Ansätzen.

Christian Weidemann unterzieht in seinem Beitrag alle drei Haupttypen des religiösen Anti-Realismus einer eingehenden Prüfung. Ausgehend von einer dem Bereich der Religion adäquaten Definition des Realismusbegriffs gibt er jeweils eine inhaltliche Charakterisierung der drei Typen und zeigt ihre internen Ausdifferenzierungen auf, um sich auf dieser Grundlage mit den wesentlichen für sie formulierten Argumenten kritisch auseinander zu setzen. Weidemann beschließt seine Argumentation mit der Formulierung des ‘Mysteriums des religiösen Antirealismus’. Keiner der von ihm geprüften Typen lässt sich seiner Auffassung nach als eine adäquate Rekonstruktion des Religiösen stabilisieren: Wenn, wie von ihnen übereinstimmend unterstellt, der Anspruch, rational begründete Aussagen über einen genuin religiösen Gegenstandsbereich mit Anspruch auf universale Geltung zu fällen, nicht eingelöst werden kann, bleibe als Alternative eben nur eine (agnostische oder atheistische) Abkehr von solchen Aussagen. Der antirealistische Versuch, trotz einer solchen Diagnose den Begriff des Religiösen affirmativ für sich zu beanspruchen, beruht nicht nur, wie Weidemann zu zeigen versucht, auf philosophisch kritikwürdigen Argumenten, sondern verfehlt dessen sachlichen Gehalt, wie er der Praxis religiöser Menschen zugrunde liegt. Antirealistische Theorien sind für Weidemann verfehlte Theorien eines von ihnen grundsätzlich verkannten Gegenstandsbereichs. Aus diesem Grunde stelle nicht die Tatsache, dass vernünftige Menschen an religiösen Überzeugungen festhalten, sondern deren philosophische Deutung im Sinne des Antirealismus – in Anspielung auf Mackies von Hume inspirierte Wendung des miracle of theism – das eigentliche Mysterium dar, dessen Krankengeschichte es darzustellen gilt.

Christoph Demmerling

Realismus und Antirealismus

Zur Anatomie einer Debatte

Es gibt Diskussionen in der Philosophie, die sich nicht verabschieden lassen. Glaubt man sie einmal zu Grabe getragen zu haben, stehen sie oft genug – in der Regel mit neuen und den Moden der Zeit entsprechenden Kleidern – wieder auf. Dazu gehört auch der Streit um die Frage, ob die Vorstellung einer von unseren Wahrnehmungen, Handlungsvollzügen, von unseren Sprach- und Denkmöglichkeiten oder unseren Überzeugungen unabhängigen Welt überhaupt eine sinnvolle Vorstellung ist. Anhänger des *Realismus* verteidigen die Auffassung, dass die Wirklichkeit ganz unabhängig von uns ist, *was* und *wie* sie ist. Sie lassen sich von den folgenden Thesen leiten: 1.) Mit Wörtern wie „Welt“ oder „Wirklichkeit“ beziehen wir uns auf etwas, was es unabhängig vom menschlichen Geist, vom Denken, den Erkenntnismöglichkeiten und der Sprache des Menschen gibt. 2.) Diese Wirklichkeit ist auf eine bestimmte Art und Weise beschaffen. Ihr kommt eine bestimmte Art von Struktur zu, die sich 3.) prinzipiell auch erkennen lässt. 4.) Es mag zwar unterschiedliche Beschreibungen der Wirklichkeit geben, aber nur eine davon kann richtig sein, und schließlich: 5.) Da Realisten meistens Anhänger einer Korrespondenztheorie der Wahrheit sind und eigentlich einer kausalen bzw. externalistischen Theorie der Bezugnahme verpflichtet sein müssten, gehen sie davon aus, dass wahre Sätze und Überzeugungen mit der Wirklichkeit, mit Tatsachen oder Sachverhalten übereinstimmen, und dass sich die in wahren Sätzen vorkommenden singulären Termini auf etwas in der Welt beziehen.

Obwohl der Realismus eine auf den ersten Blick sehr attraktive Auffassung ist, für die vieles zu sprechen scheint, mangelt es in der Gegenwartsphilosophie nicht an Versuchen, Einwände gegen diese Position zu formulieren. Die Gegner des Realismus sind der Tradition des abendländischen Skeptizismus und Idealismus verpflichtet. In der neueren Diskussion hat sich als Sammelbegriff für diese Auffassungen der Terminus *Antirealismus* eingebürgert.[1] Die antirealistischen Positionen unterscheiden sich im ein-

[1] Zur neueren Debatte, in der es im Anschluss an M. Dummett insbesondere um die Frage geht, inwieweit der traditionelle Realismusstreit letztlich als eine Diskussion

zelnen voneinander und es ist sicherlich etwas anderes, ob der Antirealismus in bezug auf bestimmte Gegenstandsbereiche wie Universalien, Normen oder mentale Ereignisse vertreten wird, oder ob es sich um einen Antirealismus allgemeineren Zuschnitts handelt. Im Rahmen des allgemeineren Antirealismus wird vielfach generell bestritten, dass die Beschreibungen der Welt oder Wirklichkeit – gleiches gilt selbstverständlich für die Beschreibung einzelner Dinge in der Welt – je Auskunft über die Beschaffenheit von deren An-sich-sein geben können. Trotz aller Unterschiede im einzelnen sind für den Antirealismus im allgemeinen die folgenden Behauptungen charakteristisch: 1.) Mit Wörtern wie „Welt“ oder „Wirklichkeit beziehen wir uns auf nichts, was es unabhängig vom menschlichen Geist, von unserem Denken, unseren Erkenntnismöglichkeiten und unserer Sprache gibt.[2] 2.) Der Wirklichkeit kommt keine bestimmte Struktur zu, die deren An-sich-sein ausmachen würde. 3.) Selbst wenn dem so wäre, könnten wir diese Beschaffenheit der Wirklichkeit ohnehin nicht erkennen, weil 4.) die Wirklichkeit immer nur im Rahmen bestimmter Beschreibungssysteme erkannt werden kann. Dabei kann es durchaus unterschiedliche Beschreibungssysteme geben, die in gleicher Weise zutreffend sein können, und schließlich: 5.) Wahre Sätze und Überzeugungen sind nicht deshalb wahr, weil sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen, sondern weil sie sich besonders gut in unser Überzeugungssystem einfügen (Kohärenz), weil wir uns aus bestimmten Gründen auf sie geeinigt haben (Konsens), oder weil sie uns als rational annehmbar erscheinen und wir diese Sätze rechtfertigen können (Verifikationismus).

über Bedeutungstheorien bzw. den Bedeutungsbegriff zu führen sei, vgl. die Beiträge in: P. A. French/T. E. Uehling/H. K. Wettstein (Hg.), *Realism and Antirealism*. Midwest Studies in Philosophy Vol. XII, Minneapolis 1988; Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.), *Realismus und Antirealismus*, Frankfurt a. M. 1992.

[2] Streng genommen beziehen wir uns manchen Auffassungen zufolge mit solchen Wörtern auf gar nichts; es handelt sich vielmehr um Wörter, die – wie Quine das einmal ausgedrückt hat – einen *semantischen Aufstieg* ausdrücken. Es sind Wörter, die insbesondere in der Philosophie dazu dienen, den Diskurs auf eine andere Ebene zu heben, weshalb sie gelegentlich auch „Hebewörter“ genannt werden. Man redet plötzlich nicht mehr von irgendwelchen Dingen, sondern über etwas anderes, von dem nicht ganz klar ist, was das eigentlich ist. Vgl. W. V. O. Quine, *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980, 465 ff.; ferner: I. Hacking, *Was heißt ‚soziale Konstruktion’? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, Frankfurt a. M. 1999, 43 ff.

Wenn ich den Stand der Debatte richtig einschätze, befinden sich die Antirealisten in der Defensive. Dazu nur zwei Beispiele: J. R. Searle beispielsweise meint zu bemerken: „(S)obald man einmal die Behauptungen und Argumente der Antirealisten offenlegt, nackt und unverhüllt, neigen sie dazu, ziemlich lächerlich auszusehen.“ Was Searle als Antirealismus präsentiert, macht in der Tat diesen Eindruck, verdankt sich allerdings weitreichenden Simplifikationen und Fehleinschätzungen: Antirealistisch nennt er „erstens die Ansicht, dass alle Wirklichkeit aus bewussten Zuständen besteht, und zweitens die Ansicht, dass die Wirklichkeit gesellschaftlich konstruiert ist, dass das, was wir als die ‚reale Welt’ ansehen, einfach ein Haufen von Dingen ist, die von Gruppen von Leuten konstruiert worden sind.“[3] H. Albert, um einen weiteren Kritiker anzuführen, wird nicht müde, jede Form des Antirealismus als relativistisch zu brandmarken, seinen Vertretern eine „Zurückweisung des Methodenbewusstseins und des Objektivitätsideals der modernen Wissenschaft“ vorzuwerfen und schließlich die „Wiederbelebung des deutschen Idealismus in der Maske einer Hermeneutik“ zu konstatieren. Der Antirealismus stellt sich für ihn als eine „konservative Revolution“ dar, eine Gegenbewegung gegen die Aufklärung, die einer „Rehabilitierung des theologischen Denkens und einer religiös bestimmten Weltorientierung zugute“ kommt.[4]

Ganz im Sinne Searles möchte ich im folgenden verschiedene Behauptungen und Argumente von der Tendenz nach antirealistischen Positionen offen legen. Anders als Searle lasse ich mich allerdings von der Unterstellung leiten, dass diese Argumente sinnvoll sind (I). Im zweiten Teil dieses Beitrags sollen dann einige der Einwände, die – z. B. von Searle und Albert – gegen antirealistische Positionen formuliert werden, näher in Augenschein genommen werden. Dabei wird sich zeigen, dass sie allenfalls auf Karikaturen des Antirealismus zutreffen (II). Obwohl ich die Argumente der Antirealisten im großen und ganzen für bedenkenswert halte, geht es mir insgesamt viel weniger darum, für den oder für eine bestimmte Art des Antirealismus zu plädieren, als vielmehr darum, deutlich zu machen, dass die Debatte um Realismus und Antirealismus das Leben, welches wir mit unseren Begriffen führen, möglicherweise falsch zur Darstellung bringt.

---

[3] Vgl. J. R. Searle, *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*, Reinbek bei Hamburg 1997, 168, 193.

[4] H. Albert, *Kritik der reinen Hermeneutik. Der Antirealismus und das Problem des Verstehens*, Tübingen 1994; die Zitate finden sich 261, 5, 33, 33 f.

1.

Der Antirealismus tritt gegenwärtig in unterschiedlichen Formen auf und schließt an verschiedene Traditionen an, obgleich die wesentlichen Argumente, die zur Stützung einer antirealistischen Sicht der Dinge angeführt werden, sich vielfach ähneln und alle diese Varianten des Antirealismus mehr oder weniger das Erbe einer alten philosophischen Position antreten, nämlich des Idealismus. Ohne Vollständigkeitsansprüche zu stellen, möchte ich insbesondere drei – ich denke, es sind die wichtigsten – Versionen des Antirealismus voneinander unterscheiden: den *phänomenalistischen*, den *hermeneutischen* und den *konstitutionsbezogenen* (oder *konstruktivistischen*) Antirealismus.[5]

1. Der *phänomenalistische* Antirealismus hat eine lange Tradition. Im 17. Jahrhundert war Berkeley einer seiner wichtigsten Vertreter. Die einschlägige Grundthese lautet, dass die Wirklichkeit sich nur über die bewussten Zustände von Erkenntnissubjekten erschließt (oder in den Worten Berkeleys: *esse est percipi*), und dass die Erkenntnissubjekte niemals aus ihren (bewussten) Erfahrungen heraustreten können, um der Wirklichkeit *direkt* zu begegnen. Berkeley konstatiert lapidar: „Wenn wir das Äußerste versuchen, um die Existenz äußerer Körper zu denken, so betrachten wird doch immer nur unsere eigenen Ideen.“[6] Berkeleys Position ist mitnichten so schlicht, dass man ihr einfach mit dem Hinweis begegnen könnte, dass die Wirklichkeit bzw. die Dinge in ihr doch auch dann existieren, wenn wir sie nicht wahrnehmen. Er selbst hat sich ausführlich mit einer Reihe von Einwänden gegen seine Position auseinandergesetzt, die hier nicht im einzelnen erläutert werden müssen. Wichtig jedenfalls ist, dass sich der Grundgedanke Berkeleys ganz unabhängig von den jeweils benutzten Vokabularen bis in das 20. Jahrhundert herübergerettet hat. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurde er von phänomenalistischen Theoretikern im Umfeld des Wiener Kreises vertreten. Die These lautet hier, dass sich alle empirischen Aussagen (Aussagen über die Wirklichkeit) ohne Rest in Aussagen über Elementarerlebnisse (so Carnap in seinem Buch *Der logi-*

---

[5] Der phänomenalistische und konstitutionsbezogene Antirealismus sind Gegenstand der kritischen Überlegungen Searles (vgl. a. a. O., 187 ff.), der hermeneutische Antirealismus wird umfassend von Albert (a. a. O.) kritisiert.

[6] G. Berkeley, *Eine Abhandlung über die Prinzipien menschlicher Erkenntnis (1710)*, Hamburg 1957, 37.

sche Aufbau der Welt) oder über Sinnesdaten bzw. Sinnesinhalte (so etwa A. Ayer in seiner Schrift *Sprache, Wahrheit und Logik*) übersetzen lassen.[7] Gegenwärtig sind es Autoren wie M. Dummett, die unter dem Titel eines *semantischen Antirealismus* Auffassungen wie denjenigen Berkeleys oder verschiedener Vertreter des logischen Positivismus – allerdings ohne hier explizit anzuknüpfen, Dummetts Helden sind Frege und Wittgenstein – eine zeitgenössische Gestalt zu verleihen suchen.[8]

Ganz gleich, ob von Ideen, von Elementarerlebnissen oder von Sinnesdaten gesprochen wird, die zwischen einem Subjekt und der Welt stehen sollen, oder ob der korrespondenztheoretische Wahrheitsbegriff durch den Begriff der Rechtfertigung ersetzt wird (dies ist die Strategie Dummetts): Die Argumente, die in diesem Zusammenhang gegen den Realismus formuliert werden, gleichen sich. In Anlehnung an einen heute üblichen Sprachgebrauch lassen sich die betreffenden Argumentationsmuster als *verifikationistisch* bezeichnen. In allen Fällen wird danach gefragt, was die Basis unseres Wissens von der Außenwelt ist bzw. was unsere Sätze und Überzeugungen über die Welt bestätigt bzw. widerlegt. Und in allen Fällen lautet die Antwort, dass dies nichts ‚draußen' in der Welt sein kann, sondern es sich um etwas, was mit uns oder unserem ‚Geist' verbunden ist, handelt. In Anlehnung an eine in der neueren Philosophie des Geistes verbreitete Unterscheidung kann man dies auch ausdrücken, indem man sagt: Phänomenalistische Antirealisten nehmen an, dass Sätze oder Überzeugungen, die sich auf die Welt beziehen, nur *internalistisch*, nicht aber *externalistisch* gerechtfertigt werden können. In verallgemeinerter Form lässt sich die dieser Position zugrundeliegende Vorstellung wie folgt skizzieren: Was immer tatsächlich von der Welt gewusst wird, wird allein auf der Grundlage jeweils eigener Empfindungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen gewusst. Eine Wirklichkeit jenseits dieser Erfahrungen ist für uns unerreichbar bzw. unerkennbar und in diesem Sinne sind es jeweils eigene Erfahrungen oder Rechtfertigungspraktiken, welche konstitutiv für dasjenige sind, was „Wirklichkeit" genannt wird. Mit diesen Überlegungen wird

---

[7] Zum antirealistischen Einschlag von Autoren im Umfeld des Wiener Kreises vgl. auch J. Schulte, „Wittgenstein als Großvater des Antirealismus", in: Forum für Philosophie (Hg.), a. a. O., 284-299, 290.

[8] Vgl. z. B. M. Dummett, "Realism", in: ders., *Truth and other Enigmas*, Cambridge/Mass. 1978, 145-165; ders., *The Logical Basis of Metaphysics*, Cambridge/Mass. 1991, 232 ff.

nicht behauptet, dass es *die* Wirklichkeit nicht gibt, jedoch wird behauptet, dass es für uns keine von unseren Repräsentationen unabhängige Wirklichkeit gibt. Das An-sich-sein der Welt ist für uns belanglos, da wir es ohnehin nicht erreichen können und es im Rahmen unserer Rechtfertigungspraxis keine Rolle spielt. Die Vorstellung von einer repräsentationsunabhängigen Wirklichkeit mag sich zwar immer wieder aufdrängen, sie lässt sich jedoch problemlos aus unserem philosophischen Haushalt entfernen, ohne dass sich dadurch etwas ändern würde.

2. Der *hermeneutische* Antirealismus hat ebenfalls eine sehr lange Tradition. Die allgemeine antirealistische Grundbehauptung, dass es keine überzeugungs- oder repräsentationsunabhängige Wirklichkeit gibt, wird in diesem theoretischen Kontext mit Hilfe der Begriffe des Verstehens und des Interpretierens bzw. Deutens formuliert. Was als Wirklichkeit erfahren oder als ein Ding in ihr identifiziert wird, ist Ergebnis jeweils eigener Verstehensbemühungen und Interpretationsleistungen. Anders als das phänomenalistische Votum für den Antirealismus problematisiert die hermeneutische Variante auch noch die Vorstellung von etwas Gegebenem (seien es Ideen oder Sinnesdaten). Das vermeintlich Gegebene gilt vielmehr seinerseits als Produkt einer geschichtlichen Entwicklung, in deren Verlauf sich unterschiedliche Denk- und Sprachformen entwickeln, die erst den (zu verschiedenen Zeiten und Orten dann auch wieder jeweils anderen) Rahmen dafür bereitstellen, innerhalb dessen überhaupt auf die Wirklichkeit Bezug genommen werden kann. Der hermeneutische Antirealismus kappt auf diese Weise die solipsistischen Wurzeln, die zu den traditionellen Versionen des Phänomenalismus – ich erinnere z. B. an Carnaps Rede vom Eigenpsychischen – gehören. An die Stelle des einzelnen Bewusstseins tritt eine Gemeinschaft von Sprechern und Interpreten. In der Terminologie der neueren Philosophie des Geistes geredet: Im Vergleich zur phänomenalistischen Variante ist der hermeneutische Antirealismus zumindest in einem sozialen Sinne externalistisch.

Obwohl die Rede von einem Universalitätsanspruch der Hermeneutik (H.-G. Gadamer) erst im 20. Jahrhundert aufkommt und der Begriff der Hermeneutik erst in der Nachfolge Heideggers den eingeschränkten Sinn der alten *ars interpretandi* im Sinne einer Sammlung von Kunstregeln des Verstehens und Interpretierens in erster Linie von Texten endgültig und explizit verliert, finden sich die mit dem Universalitätsanspruch der Her-

meneutik verbundenen Gedanken der Sache nach bereits relativ früh. Ich denke dabei nicht so sehr an die ersten Versuche, eine *hermeneutica generalis* zu etablieren, die inzwischen von der neueren Forschung bis hin zu J. C. Dannhauer und J. Clauberg zurückverfolgt worden sind.[9] Ich denke vielmehr an Vicos Begründung einer Wissenschaft vom menschlichen Geist und seiner Geschichte. Bei Vico heißt es: „Die Natur der Dinge ist nichts anderes als ihre Entstehung zu bestimmten Zeiten und auf bestimmte Weise; [...]“[10] Wenig später schreibt er, seine Wissenschaft sei eine „*Geschichte der menschlichen Ideen*, auf deren Grundlage die Metaphysik des menschlichen Geistes vorgehen zu müssen scheint; diese Königin der Wissenschaften begann nach dem Grundsatz, dass ‚die Wissenschaften mit der Zeit einsetzen müssen, in der ihr Stoff entstand.’“[11] Indem Vico einen erkenntnistheoretischen Primat der vom Menschen gemachten Geschichte gegenüber der Natur behauptet, hat er die Grundlagen für eine geschichtliche Betrachtung der menschlichen Welt geschaffen und dem Gedanken an einen Universalitätsanspruch der Hermeneutik den Weg geebnet.[12] In der Gegenwartsphilosophie sind es neben H.-G. Gadamer Autoren wie R. Rorty oder J. Derrida, die einen Antirealismus auf hermeneutischer Grundlage vertreten. Die zum Beispiel gelegentlich von Derrida gebrauchte Formulierung, es gebe nichts außerhalb von Texten, sagt ja – sinnvoll verstanden – nichts anderes, als dass alle unsere Vorstellungen und Überzeugungen auch dort, wo sie direkt die Wirklichkeit zu ihrer Basis zu haben scheinen, immer im Rahmen bestimmter Kontexte stehen, die ihrerseits durch die Geschichte des Denkens geformt sind und geformt werden.

Der grundsätzliche Einwand, den hermeneutisch orientierte Autoren gegen den Realismus vorbringen, hat mit dem Gedanken der Begriffsrelativi-

---

9 Vgl. z. B. O. R. Scholz, *Verstehen und Rationalität. Untersuchungen zu den Grundlagen von Hermeneutik und Sprachphilosophie*, Frankfurt a. M. 1999, 35-43.

10 G. B. Vico, *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker* ([3]1744), Hamburg 1990, 1. Teilband, 94.

11 Ebd., 153.

12 Vicos berühmtes Axiom der Vertauschbarkeit von *verum* und *factum* bezieht sich zwar nicht auf die Natur, sondern ‚nur’ auf die Geschichte. Sofern es sich allerdings auf die Geschichte bezieht, bezieht es sich explizit auch auf die menschliche Natur. Damit nun beginnt der Auflösungsprozess der starren Gegenüberstellung von Natur und Geschichte bzw. von Natur und Kultur. Zur dieser Interpretation Vicos vgl. u. a. F. Fellmann, *Das Vico-Axiom: Der Mensch macht die Geschichte*, Freiburg/München 1976.

tät allen unseren Denkens und Erfahrens zu tun. Die Ausgangsbehauptung lautet, dass wir die Wirklichkeit immer nur im Rahmen eines bestimmten Begriffssystems oder Vokabulars repräsentieren können, wobei dieses Begriffssystem eine menschliche Schöpfung ist und in der Regel durch Tradition und Überlieferung bestimmt wird. Prinzipiell sind – so der zweite Schritt dieses Einwands – unterschiedliche Begriffssysteme zur Beschreibung der Wirklichkeit möglich. Dabei kann es durchaus sein, dass ein Vokabular das andere ausschließt, ohne dass man sagen könnte, dass eine oder aber das andere Vokabular sei falsch. Was dies im einzelnen heißt, lässt sich mit Hilfe eines ganz einfachen Beispiels, welches auf H. Putnam zurückgeht, verdeutlichen.[13] Gegeben sei eine Welt mit den Objekten x_1, x_2 und x_3. Auf die Frage, wie viele Objekte sich in dieser Welt finden, würde wohl jeder ohne langes Nachdenken mit „drei“ antworten. Putnam macht jedoch darauf aufmerksam, dass auch ein anderes ‚Zählsystem' denkbar ist und verweist auf St. Lesniewski, demzufolge die Summe mehrerer Objekte immer als ein weiteres Objekt zu zählen ist. In einer Lesniewski-Welt würden sich also nicht nur drei, sondern insgesamt sieben Objekte finden: x_1, x_2, x_3, x_1+x_2, x_1+x_3, x_2+x_3 sowie schließlich das Objekt $x_1+x_2+x_3$. Das Beispiel soll zeigen, dass es nicht *die* richtige Zählung der Objekte gibt, sondern dass unsere Antworten auf die Frage nach der Anzahl der Objekte eben von dem Rahmen abhängen, den wir für die Zählung verwenden. Dem begriffsrelativistischen Argument zufolge gibt es nun keine externen Gründe, welche für die Wahl dieses oder aber eines anderen Vokabulars oder Rahmens (in unserem Beispiel: Zählsystems) angeführt werden können. Der Hermeneutiker würde antworten, dies sei eben einfach eine Frage der Tradition.

3. Der *konstitutionsbezogene* (oder *konstruktivistische*) Antirealismus[14] als dritte Variante des zeitgenössischen Antirealismus bedient sich einer Reihe

---

[13] H. Putnam, “Truth and Convention”, in: ders., *Realism with a Human Face*, Cambridge/Mass. 1990, 96-104, 96 f.

[14] Obgleich sich die Kennzeichnung „konstruktivistisch“ prinzipiell zur Bezeichnung der im folgenden charakterisierten Position eignet, zögere ich ein wenig, sie zu gebrauchen. Sie wird in der Gegenwartsphilosophie zur Etikettierung ganz unterschiedlicher Positionen verwendet, die manchmal nur wenig mehr miteinander gemeinsam haben als ihren Namen. Die unterschiedlichen Konstruktivismen lassen sich zwar alle mehr oder weniger auf die Überlegungen, die ich im folgenden skizziere, beziehen, die Diskussion sollte jedoch nicht von vornherein mit Assoziatio-

von Überlegungen, die ebenfalls im Zusammenhang mit dem hermeneutischen Antirealismus gebraucht werden und ist eng mit diesem verwandt. Er setzt jedoch andere Akzente. Die Geschichtlichkeit des Menschen und der Ideen, die er von sich und seiner Welt entwickelt, spielt keine besonders herausgehobene Rolle. Vielmehr sind es die Denk- und Handlungsvollzüge des Menschen, die im Zentrum konstitutionsbezogener Argumente stehen. Ob diese geschichtlich geprägt und sozial geformt sind, oder aber sich einer natürlichen Grundausstattung des Menschen verdanken, das ist eine Frage, die im Rahmen solcher Ansätze zunächst offen bleibt. Anders als Vertreter des hermeneutischen Antirealismus gehen Autoren, die konstitutionsbezogen argumentieren, zudem davon aus, dass wir unsere Wirklichkeit nicht nur deuten und interpretieren, sondern sie konstituieren bzw. konstruieren. Und dies ist mehr als ein Unterschied in der Terminologie. Um das zu verdeutlichen, sei das von Wittgenstein thematisierte Aspekte-Sehen in Erinnerung gerufen. Wittgenstein vergegenwärtigt das Problem am Beispiel eines Hasen-Enten-Kopfes. Dieselbe physikalische Gestalt lässt sich sowohl als Hasenkopf wie auch als Entenkopf sehen.[15] In einer der Erläuterungen zu dem Bild scheint Wittgenstein implizit zwischen dem *physikalischen Bild*, der Zeichnung, und einem *geistigen Bild* zu unterscheiden. Er bemerkt, dass das physikalische Bild – die Zeichnung – auf zwei Weisen gesehen werden kann, was bei dem geistigen Bild nicht gleichzeitig möglich ist. Hier handelt es sich stets *entweder* um ein Hasen-, *oder* aber um ein Entenbild.[16] Vertreter eines konstitutionsbezogenen Antirealismus würden den Unterschied zwischen physikalischen und geistigen Bildern wie folgt ausdrücken: In unsere geistigen Bilder sind Interpretationen immer schon ‚eingebaut', d. h. Interpretationen sind nichts, was zum Sehen oder Wahrnehmen noch hinzuträte, sondern von vornherein mitge-

---

nen an den radikalen oder kognitionstheoretischen (u. a. Varela, Maturana, von Förster, von Glaserfeld), an den methodischen (Erlanger-Konstanzer-Schule) oder an den sozialen (wissenssoziologischen) Konstruktivismus in der Tradition von T. Luckmann und P. Berger belastet werden.

[15] Vgl. L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in: *Werkausgabe Bd. 1*, Frankfurt a. M. 1984, S. 520.

[16] Ebd., S. 528: „Es gibt gewisse Dinge, die sowohl unter den Begriff ‚Bildhase', als auch ‚Bildente' fallen. Und so ein Ding ist ein Bild, eine Zeichnung. – Aber der *Eindruck* ist nicht zugleich der von einer Bildente und von einem Bildhasen." Vgl. dazu auch die Interpretation von H. Putnam, "Why there isn't a ready-made world",

geben. Der Unterschied zum hermeneutischen Antirealismus scheint auf den ersten Blick verschwindend gering zu sein, wäre da nicht die weitere These, dass solche Konstruktionen eben die Welt erzeugen, auf die wir uns beziehen. Hasenseher und Entenseher beziehen sich dieser Vorstellung zufolge auf *unterschiedliche* Welten, die sie selber konstituieren. Sie beziehen sich nicht auf *eine* Welt, die sie lediglich anders interpretieren. Das Sehen von Aspekten ist nur ein einfaches Beispiel dafür, wie jeweils Welten erzeugt werden. Ein Antirealismus des skizzierten Typs wird in der Gegenwartsphilosophie vor allem von N. Goodman vertreten.

Man könnte das den *Philosophischen Untersuchungen* entnommene Beispiel als trivial abtun, zumal es mit dem Vexierbild lediglich einen Spezialfall des Sehens bzw. Wahrnehmens zur Sprache zu bringen scheint. Es ist allerdings ein nur vergleichsweise kleiner Schritt erforderlich, um die Reichweite der an diesem Beispiel entwickelten Argumentation auszudehnen. Dies wird deutlich, wenn wir einen Blick auf einen Vorläufer für den konstitutionsbezogenen Antirealismus in der Geschichte der Philosophie werfen, einen Blick auf Kant. In seinen Formulierungen, dass die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt, was sie von dieser lernen muss und nur dasjenige einsieht, was sie selbst nach ihrem eigenen Entwurf hervorgebracht hat, lassen sich unschwer Elemente des am Beispiel vom Hasen-Enten-Kopf skizzierten Denkens erkennen.[17] Ohne der Komplexität der Philosophie Kants gerecht werden zu können und ohne alle Differenzen zu bedenken, durch die Kant sich von zeitgenössischen Antirealisten unterscheidet, möchte ich nur auf einen Gedanken eingehen, der deutlich macht, dass die Rede von einem ‚Konstituieren bzw. Konstruieren der Wirklichkeit' nicht so trivial ist, wie man mit Blick auf das Hasen-Enten-Beispiel geneigt sein könnte zu glauben. Der Rückgriff auf Kant vermag im übrigen auch deutlich zu machen, inwiefern sich den basalen Konstitutions- bzw. Konstruktionsleistungen des Menschen eine universale Reichweite zuerkennen lässt.

Die Idee einer *Synthesis* des Mannigfaltigen, welche Kant im Rahmen seiner transzendentalen Deduktion der Verstandesbegriffe entwickelt und der zufolge die Vernunft ihre Selbständigkeit dadurch zur Geltung bringt, dass sie beansprucht, die Elemente der Erfahrung zu einer Einheit zu verbinden und das Sein der Dinge als einen Zusammenhang zu begründen

---

in: ders., *Realism and Reason. Philosophical Papers. Vol. 3*, Cambridge/Mass. 1983, 205-228, 209 f.

[17] Zu den Formulierungen vgl. KrV, B XIV.

oder – mit einem anderen Vokabular ausgedrückt – zu konstituieren, gehört zu den Grundgedanken der Transzendentalphilosophie. Kant macht darauf aufmerksam, dass die Verbindung eines Mannigfaltigen durch die Sinne allein nicht zustande kommen kann, sondern erst durch eine Verstandeshandlung hergestellt wird. Er schreibt: „Allein die *Verbindung* (coniunctio), eines Mannigfaltigen überhaupt, kann niemals durch die *Sinne* in uns kommen, [...] denn sie ist ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft, und, da man diese [...] Verstand nennen muß, so ist alle Verbindung [...] eine Verstandeshandlung, die wir mit der allgemeinen Benennung *Synthesis* belegen [...].“[18] Der Gedanke, dass in unseren Eindruck von einem Hasenkopf bereits eine Interpretation des Hasen-Enten-Bildes eingebaut ist, die uns das physikalische Bild als Hasenkopf (und eben nicht als Entenkopf) konstruieren lässt, tritt bei Kant in einer unsere gesamte Erfahrung und alle Vorstellungen von der Welt betreffenden Form auf; schließlich bezieht er sich nicht nur auf Hasen-Enten-Köpfe oder andere Vexierbilder, sondern auf unsere Erfahrung schlechthin. Kant selbst gibt ein viel einfacheres, möglicherweise deshalb auch überzeugenderes Beispiel: „Um aber irgend etwas [...] zu erkennen, z. B. eine Linie, muß ich sie *ziehen*, und also eine bestimmte Verbindung des gegebenen Mannigfaltigen synthetisch zu Stande bringen [...]“[19] Das Vermögen zur Hervorbringung solcher Bilder (zum Beispiel des Bildes der Linie), die unsere Erfahrung organisieren, nennt Kant im übrigen (produktive) Einbildungskraft.[20]

Die Einwände, die in diesem Zusammenhang gegen den Realismus vorgebracht werden, beziehen sich im wesentlichen darauf – und da ergibt sich eine gewisse Nähe zu der Position, die ich oben als „phänomenalistisch“ bezeichnet hatte –, dass wir uns die Welt nicht ohne unsere eigenen Verstandeshandlungen zur Anschauung bringen können. Infolgedessen

---

[18] Ebd. B 129 f.

[19] Ebd. B 138 f.

[20] Vgl. ebd., B 151 f; zu den mich leitenden Kant-Interpretamenten vgl. F. Kaulbach, Philosophie der Beschreibung, Köln/Graz 1968, v. a. 250-331; ferner: R. Makkreel, *Einbildungskraft und Interpretation. Die hermeneutische Tragweite von Kants Kritik der Urteilskraft*, Paderborn u. a. 1997, v. a. 34 ff., 42 ff. Was meine ‚antirealistische’ Lektüre Kants betrifft, so will ich bei dieser Gelegenheit nur darauf hinweisen, dass der semantische Antirealismus Dummetts verschiedentlich als ein ‚linguistisch gewendeter Kantianismus’ gedeutet wurde; vgl. dazu A. Matar, *From Dummett’s Philosophical Perspective*, Berlin/New York 1997, 39 ff.

können wir auch nicht neben uns treten, um dann ‚von außen' zu beurteilen, ob und inwieweit die von uns gestifteten Verbindungen zwischen den Elementen des Mannigfaltigen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Für uns gibt es keine Perspektive, die es uns erlauben würde, den Standpunkt Gottes einzunehmen und von diesem aus auf die Welt zu blicken. Die Struktur der Dinge an sich, so hätte Kant dies ausgedrückt, bleibt für uns unerkennbar. Weil sie für uns unerkennbar ist, ist sie – so würde ich nun folgern – für uns auch unerheblich. Die von uns möglicherweise unabhängige Beschaffenheit der Welt, so es denn eine solche gibt, lässt sich auch hier – wie bereits im Phänomenalismus – ohne Verlust aus unserem Gedankenhaushalt entfernen, da sich dadurch nichts ändert. Mit der Position des hermeneutischen Antirealismus teilt eine konstitutionsbezogene Sicht der Dinge die Vorstellung, dass wir es sind, die in besonderer Form strukturierend auf dasjenige, was wir erfahren können, einwirken. Es handelt sich jedoch nicht so sehr um den Gedanken eines (historisch oder kulturell vorgegebenen) Begriffsschemas, mit Hilfe dessen wir noch rohe Erfahrungsinhalte gliedern. Der Witz der konstitutionsbezogenen Alternative zum hermeneutischen Ansatz besteht vielmehr gerade darin, dass ihr gemäß Gegenstand und Begriff zugleich hervorgebracht werden und fest miteinander verwoben sind.[21]

Auch wenn es der lockere Gebrauch von Wendungen wie derjenigen, dass die Welt oder etwas in ihr nicht unabhängig von unseren Überzeugungen oder Repräsentationen existiert, nahe legt, werden von keiner der skizzierten Positionen, von keinem der entsprechenden Argumentationsmuster – dies sollte meine Diskussion bislang deutlich gemacht haben – im strikten Sinne *ontologische* Behauptungen aufgestellt. In keinem Fall wird bestritten, dass es die Welt gibt, oder dass etwas existiert. Zur Diskussion stehen vielmehr *erkenntnistheoretische*, *sprachphilosophische* und in Grenzen auch *wahrheitstheoretische* Überlegungen. Der phänomenalistische und konstitutionsbezogene Antirealist argumentieren in erster Linie erkenntnistheoretisch, der hermeneutische

[21] Mir scheint, dass auch J. McDowell im Rahmen seiner Überlegungen zu Kant und Wittgenstein auf diesen Punkt hinausmöchte; vgl. J. McDowell, *Mind and World*, Cambridge/Mass. 1994, 24 ff. Davidsons Kritik an der Metapher des Ordnens (der Erfahrung) – sein zweites Argument gegen Begriffsschemata – scheint mir gegenüber einer solchen Konzeption keine Angriffsfläche mehr zu haben; vgl. D. David-

Antirealist sprachphilosophisch. Mit allen der skizzierten Positionen lassen sich wahrheitstheoretische Überlegungen verbinden, was vor allem im Zusammenhang mit dem phänomenalistischen Antirealismus auch vielfach geschehen ist. Damit komme ich zu den Einwänden, die von verschiedenen Seiten gegen den Antirealismus formuliert worden sind.

2.

Searle zum Beispiel versteht die Realismus-Antirealismus-Debatte von vornherein als einen Streit über ontologische Fragen. Er bemerkt explizit, dass der Realismus – und gleiches muss dann wohl für den Antirealismus gelten – „keine Wahrheitstheorie, keine Erkenntnistheorie und keine Theorie der Sprache“, sondern „eine *ontologische* Theorie“ ist.[22] Meine Diskussion im ersten Teil sollte deutlich gemacht haben, dass es sich hier einfach um ein (wohl nicht unabsichtliches) Missverständnis handelt. Da Searle wahrheitstheoretische, erkenntnistheoretische und sprachphilosophische Fragestellungen aus der Realismusdefinition ausklammern zu können glaubt, kann er auch darlegen, dass sich der Realismus beispielsweise mit der Vorstellung von Begriffsschemata vereinbaren lässt und auch der Umstand, dass wir es sind, welche die von uns für wahr gehaltenen Sätze rechtfertigen müssen, keinen Grund dafür darstellt, den Realismus hinter sich zu lassen oder zu modifizieren.[23] Er gibt einer Reihe von Argumenten recht, für die antirealistisch orientierte Philosophen eintreten, und stellt einfach fest, diese ließen sich in den Rahmen einer im großen und ganzen realistischen Auffassung integrieren.

Hans Albert indessen macht auch unter der Hand keine Zugeständnisse an den von ihm in erster Linie kritisierten hermeneutischen Antirealismus. Insbesondere auf vier der von ihm erhobenen Vorwürfe möchte ich mit Blick auf die im ersten Teil genannten Argumente und Positionen im ein-

---

son, „Was ist eigentlich ein Begriffsschema“, in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt a. M. 1986, 261-282, 270 ff.

[22] J. R. Searle, a. a. O., 165.

[23] Vgl. ebd., 161; in bezug auf wahrheitstheoretische Elemente widerspricht er sich im übrigen allerdings selbst: Dann nämlich, wenn er am Ende seines Buches doch noch eine Korrespondenztheorie der Wahrheit in umfassender Form verteidigt (vgl. 207 ff.). Und selbstverständlich soll diese Verteidigung der Stützung des Realismus dienen. Würden wahrheitstheoretische Fragestellungen in der Debatte tatsächlich keine Rolle spielen, entfiele der Grund, eine Korrespondenztheorie zu verteidigen.

zelnen zu sprechen kommen. Er wirft antirealistisch orientierten Philosophien vor 1.) das Methodenbewusstsein der modernen Wissenschaften zurückzuweisen; 2.) hinter das Objektivitätsideal der modernen Wissenschaften zurückzufallen; 3.) einen dogmatischen Antinaturalismus ausgeprägt zu haben, der mit einer Abwertung des naturwissenschaftlichen Wissens verbunden sei; und schließlich – ganz zentral – 4.) formuliert er einen allgemeinen Relativismusvorwurf.[24] Da seine Überlegungen vor allem gegen die Hermeneutik und den mit ihr verbundenen Antirealismus gerichtet sind, ist es wohl die Vorstellung von Begriffsschemata, gegen welche er sich wendet. An verschiedenen Stellen seines Buches spricht er denn auch von dem verbreiteten Irrglauben an die Dominanz der Sprache und deren verfehlte Transzendentalisierung, für die er neben Heidegger und Gadamer vor allem auch den späteren Wittgenstein verantwortlich macht.[25] Betrachten wir seine Vorwürfe der Reihe nach.

1. Eine Zurückweisung des Methodenbewusstseins der modernen Wissenschaft (Albert denkt wohl in erster Linie an die Methoden der empirischen Wissenschaft) ist nicht notwendig mit einer antirealistischen Position verbunden. Es mag zwar richtig sein, dass sich bei einigen Vertretern insbesondere der hermeneutischen Philosophie zumindest auf rhetorischer Ebene pejorative Bemerkungen über die Wissenschaften finden (so etwa bei Heidegger). Dies rechtfertigt jedoch nicht die Annahme, Argumente für den Antirealismus würden in jedem Fall eine Abwertung der empirischen Wissenschaften nach sich ziehen. Im Umfeld des Wiener Kreises beispielsweise ist trotz des dezidiert phänomenalistischen Einschlags einiger Autoren dieser Strömung nichts von einer derartigen Tendenz zu verspüren. Diskussionen zur Reichweite und zu den Grenzen der empirischen Wissenschaften haben im übrigen nichts mit der Option für den Realismus oder Antirealismus zu tun. Aus den oben skizzierten Argumenten folgt keine Abwertung der Wissenschaften. Wohl können die skizzierten Positionen eine kritische Reflexion auf den Status des wissenschaftlichen Wissens nach sich ziehen und dazu Anlass geben, Unterschiede zwischen verschiedenen Wissenschaftstypen (zum Beispiel Geistes- bzw.

---

[24] Zum Verhältnis von Antirealismus und Relativismus vgl. auch H. J. Wendel, *Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems*, Tübingen 1990.

[25] Vgl. z. B. H. Albert, a. a. O., 81, 204.

Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften) oder auch zwischen Philosophie und Wissenschaft zu reflektieren. Im Unterschied zu den Einzelwissenschaften wird die Philosophie in diesem Zusammenhang dann häufig als ein sinnkriteriales Unternehmen verstanden, welches sich mit den Sinnbedingungen auch noch der empirischen Forschung beschäftigt. Eine Zurückweisung des wissenschaftlichen Methodenbewusstseins ist darin jedoch nicht zu erkennen. Im Gegenteil: Das Methodenbewusstsein ist vielmehr in besonderer Form ausgeprägt.

2. Die von Albert inkriminierten Ansätze fallen auch nicht hinter das Objektivitätsideal der modernen Wissenschaften zurück. Sie lassen sich vielmehr als Versuche verstehen, sich des Sinns der Rede von „Objektivität“ erst zu vergewissern. Die Problematisierung eines Begriffs bzw. der mit ihm bezeichneten Sache ist ja etwas anderes als dessen bzw. deren Verabschiedung. Zweifel an dem Umstand, dass unsere Theorien, Überzeugungen oder Sätze nicht einfach deshalb wahr sind, weil sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen und die Auffassung, dass es eine solche Übereinstimmung aus bestimmten Gründen möglicherweise nicht gibt, implizieren nicht, dass es keine Objektivität gibt und alle unsere Auffassungen von der Welt ‚nur’ subjektive Auffassungen sind. Die Oppositionen, in denen hier gedacht wird, sind zu einfach. Auch wer der Auffassung ist, dass die Wirklichkeit bzw. die Realität und die Dinge in ihr sich immer nur innerhalb eines bestimmten Rahmens von Begriffen, Praktiken usw. beschreiben lässt oder lassen, muss ja nicht bestreiten, dass es Kriterien dafür gibt, richtige von falschen, bessere von schlechteren Überzeugungen zu unterscheiden. Solche Kriterien sind allerdings nicht losgelöst von ihrer Eingebundenheit in ein Begriffsschema zu betrachten. Dies heißt aber nicht, dass sie dann doch nur subjektiv wären. Vielmehr konstituiert ein Begriffsschema den Raum der Gründe, innerhalb dessen sich der Streit um das Objektive bewegt und daher liegen Begriffsschemata und/oder Rechtfertigungspraktiken noch dem Reden von Objektivität zugrunde. Das Objektivitätsideal der Wissenschaften wird *nicht* verabschiedet, es wird vielmehr auf seine Voraussetzungen hin bedacht. Ob und inwieweit ein solches Vorgehen eine Relativierung wissenschaftlicher Objektivitätsansprüche nach sich zieht, wird mich gleich im Zusammenhang mit dem Relativismusvorwurf noch einmal beschäftigen. Zuvor jedoch noch ein Wort zum Antinaturalismus.

3. Der Begriff des Antinaturalismus wird oft – wie auch die entsprechenden Gegenbegriffe „Naturalismus“ oder in der älteren Diskussion in kritischer Perspektive häufig auch: „Szientismus“ – für zwei verschiedene (oft miteinander verbundene) Einstellungen insbesondere gegenüber den Naturwissenschaften verwendet. Als antinaturalistisch gilt einmal die Auffassung, dass die Wissenschaften vom Menschen – und zwar sofern sie sich mit genuin menschlichen Angelegenheiten und Dingen beschäftigen – nicht, zumindest nicht ausschließlich, nach dem Muster und den Methoden der Wissenschaften von der Natur (auch den gegenwärtig häufig Lebenswissenschaften genannten, die sich insbesondere auch der Natur des Menschen widmen) verfahren und sich nicht unnötig daran orientieren sollten. Die Geschichte der neueren hermeneutischen Philosophie ist ja seit Dilthey mit dem Bestreben verbunden gewesen, *erklärende* von *verstehenden* Wissenschaften zu unterscheiden. In diesem Sinne neigen viele Vertreter hermeneutischer Positionen zu einem – wie ich meine allerdings berechtigten – Antinaturalismus. „Anti“ muss hier ja nicht implizieren (und sollte das auch nicht implizieren), dass die Naturwissenschaften und ihre Methoden gar nichts Wesentliches über den Menschen sagen können. Die Unterscheidung zwischen „Erklären“ und „Verstehen“ ist überdies nicht notwendigerweise strikt dualistisch zu interpretieren. In einer schwachen Form besagt dieser Antinaturalismus nur, dass bei der Untersuchung des Menschen und seiner Angelegenheiten auch andere Methoden als naturwissenschaftliche zum Zuge kommen sollten. Und dagegen kann zunächst einmal nichts einzuwenden sein.

Der Begriff des Antinaturalismus wird sodann häufig verwendet, um die Auffassung zu kennzeichnen, dass der Mensch nicht, jedenfalls nicht adäquat, mit den Mitteln der naturwissenschaftlichen Forschung beschrieben werden kann. Auch dies sollte man jedoch nicht so verstehen, als sei jede naturwissenschaftliche Erforschung des Menschen unsinnig. Albert neigt dazu, hermeneutischen Antirealisten diese Sichtweise zu unterstellen, zumal dort, wo er die theologischen Wurzeln des Antinaturalismus freizulegen versucht.[26] Sinnvoll verstanden geht es doch nur darum, deutlich zu

[26] Ebd., 79 schreibt er: Der „Anti-Naturalismus geht letzten Endes darauf zurück, dass in der auf biblische Vorstellungen gegründeten christlichen Theologie das Geschehen im menschlichen Bereich nur unter heilsgeschichtlichen Aspekten [...] in Betracht kam und eine Einordnung dieses Geschehens in die Natur [...] von daher keine Bedeutung gewinnen konnte.“

machen, dass die naturwissenschaftlichen Beschreibungen des Menschen nicht erschöpfend sind, und keine Gründe vorliegen, die Perspektive der Naturwissenschaft zu privilegieren. Schließlich sind auch die Naturwissenschaften und die dort einschlägigen Theorien und Modelle Produkte des Menschen.[27] Es ist nicht die Natur, die sich hier selbst beschreibt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger wird vom Antirealismus – in allen drei der von mir genannten Spielarten: Phänomenalismus, Hermeneutik, Konstitutionsanalyse – unterstrichen. Ich sehe nicht, warum dies bereits eine Abwertung des naturwissenschaftlichen Wissens darstellen soll.

4. Der schwerwiegendste – und nicht nur von Albert vorgebrachte – Einwand gegenüber antirealistischen Sichtweisen und den Argumenten, die in diesem Zusammenhang gewöhnlich gebraucht werden, hat mit deren vorgeblichem Relativismus zu tun. Die Vorstellung, es gebe Begriffsschemata, mittels derer die ‚Inhalte' der Erfahrung gegliedert werden, scheint auf den ersten Blick eine relativistische Auffassung nahe zu legen. Nimmt man dann noch den Gedanken hinzu, dass diese Schemata (oder Vokabulare und Diskurse) zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten jeweils andere sind, ein Gedanke, der unter hermeneutischen Autoren ja durchaus verbreitet ist, und dass eine Überzeugung oder ein Satz immer nur relativ zu einem Begriffsschema „wahr" oder „falsch" genannt werden kann, dann sieht es ganz so aus, als sei man gezwungen, geltende Rationalitätsstandards und mit diesen auch die Idee der (wissenschaftlichen) Objektivität preiszugeben. Obwohl etwas am Relativismus richtig ist, führt dies nicht zu einer Bedrohung von Rationalität und Objektivität. Um dies zu erläutern möchte ich zum Schluss meiner Überlegungen einen ‚starken' Relativismus von einem ‚schwachen' Relativismus unterscheiden. Die diskutierten antirealistischen Argumente nun setzen allenfalls einen ‚schwachen' Relativismus voraus, der aber – so würde ich geltend machen – keine schwerwiegenden Implikationen für unser Rationalitäts- und Objektivitätsverständnis besitzt, so dass auch die auf die relativistische Seite des Antirealismus bezogenen Überlegungen ihre argumentative Kraft verlieren.

---

[27] Das ist ein Gedanke, der in der neueren Wissenschaftsphilosophie mehr und mehr Berücksichtigung findet. Weshalb dann auch folgerichtig zunehmend geschichtliche Aspekte der Wissenschaften von der Natur thematisiert werden. Vgl. dazu den instruktiven Sammelband von M. Hagner (Hg.), *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main 2001, dort insbesondere die Einleitung, 7-39.